

DIE MONOPOLPOLITIK DES NEOLIBERALISMUS

INAUGURAL-DISSERTATION

zur Erlangung der Würde eines Doktors der Staatswissenschaften
der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel

vorgelegt von
ERWIN STOCKER
von Basel

VERLAG P. G. KELLER — WINTERTHUR 1957

DIE MONOPOLPOLITIK DES NEOLIBERALISMUS

INAUGURAL-DISSERTATION

zur Erlangung der Würde eines Doktors der Staatswissenschaften
der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel

vorgelegt von
ERWIN STOCKER
von Basel



VERLAG P. G. KELLER — WINTERTHUR 1957

Genehmigt von der Philosophisch-Historischen Fakultät auf Antrag der
Herren Prof. Dr. Valentin F. Wagner und Prof. Dr. Edgar Salin.

Basel, den 7. Dezember 1956

Prof. Dr. Harald Fuchs
Dekan

Die vorliegende Dissertation erscheint gleichzeitig als Buchhandelsausgabe im
Polygraphischen Verlag, Zürich, als Band 11 der Schriftenreihe des Schweizerischen
Wirtschaftsarchivs, herausgegeben von Dr. Valentin F. Wagner, Professor an der
Universität Basel.

Meinen lieben Eltern

Meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Valentin F. Wagner,
möchte ich für alle Förderung und Beratung meinen herzlichsten Dank
aussprechen.

INHALTSVERZEICHNIS

Literaturverzeichnis	VII
----------------------------	-----

Einleitung

a) Die Grundthesen des Neoliberalismus	1
b) Die Stellung der Monopolpolitik in der neoliberalen Theorie	5
c) Aufgabe und Abgrenzung der Arbeit	7

Erster Teil

Die neoliberale Konkurrenztheorie

Erstes Kapitel

Wirtschaft und Wettbewerb	8
a) Die vollständige Konkurrenz und die „Politik des Erreichbaren“	8
b) Der institutionelle Charakter des Wettbewerbes	9
c) Laissez faire und Wettbewerb	10

Zweites Kapitel

Wettbewerb und Monopol	11
a) Das Wesen der Monopolstellung	11
b) Die volkswirtschaftlichen Auswirkungen	12
c) Die Grenzen der Monopolmacht	13

Drittes Kapitel

Die Ursachen der Monopolisierung	14
a) Der „Hang zur Monopolbildung“	15
b) Die staatlichen Interventionen	16
c) Ökonomisch-technische Ursachen	18

Zweiter Teil

Das Instrumentarium der neoliberalen Monopolpolitik

Viertes Kapitel

Die allgemeinen Ziele der Monopolpolitik	20
a) Die Ausgangslage	20
b) Das prinzipielle Vorgehen	21
c) Die Sicherung des Leistungswettbewerbes	23

Fünftes Kapitel

Die „vorbeugende Monopolpolitik“	26
a) Das Kartellverbot	26
b) Das Monopolkampfverbot	32
c) Die Wirtschafts- und Rechtspolitik	37

aa) Steuersystem und Wettbewerbsordnung	38
bb) Der Markenartikel	40
cc) Das Patentrecht	43
dd) Die Haftung	45

Sechstes Kapitel

Die Behandlung der „unvermeidlichen Monopole“	47
a) Die Auflösung der Monopole	48
b) Die Verstaatlichung	50
c) Monopolkontrolle, gebundene Konkurrenz und das Prinzip des „als ob“	55
aa) Das Monopolamt	55
bb) Die gebundene Konkurrenz	58
cc) Die Preiskontrolle	61

Dritter Teil

Kritische Würdigung

Siebttes Kapitel

Modell und Wirklichkeit	66
a) Kritik der neoliberalen „Beweisführung“	66
b) Zur Realisierbarkeit der vollständigen Konkurrenz	69
c) Die volkswirtschaftlichen Aspekte der Monopole	72
aa) Das Problem	72
bb) Die Stellungnahme Schumpeters gegenüber den Monopolen	73
cc) Folgerungen	76

Achtes Kapitel

Grenzen der Antimonopolpolitik	78
a) Wahrung der Kontinuität	78
b) Wahrung der Freiheit	80
c) Politische Grenzen	82

Neuntes Kapitel

Rückblick und Ausblick	85
a) Die Notwendigkeit einer differenzierten Monopolpolitik	85
b) Die Umrisse einer künftigen Monopolpolitik	88
aa) Das Monopolpreisproblem	90
bb) Fragen des unlauteren Wettbewerbs	91
cc) Verfahrens- und Verwaltungsprobleme	92
c) Schlussbetrachtungen	94

LITERATURVERZEICHNIS

- Böhler E.: Verhandlungsbericht der Tagung der schweizerischen Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft vom 1. u. 2. Juni 1951 in Bad Ragaz, in: Schweiz. Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 87. Jg., Nr. 3, Juni 1951, S. 231 f.
- Böhm Franz: Wettbewerb und Monopolkampf, Berlin 1933.
- Die Ordnung der Wirtschaft als geschichtliche Aufgabe und rechtsschöpferische Leistung, Stuttgart 1937 (Heft 1 der Schriftenreihe Ordnung der Wirtschaft).
 - Der Wettbewerb als Instrument staatlicher Wirtschaftslenkung, in: Schriften der Akademie für deutsches Recht, Abteilung Wirtschaftswissenschaften, Heft 6, 1942, S. 51.
 - Das Reichsgericht und die Kartelle, Ordo, Band I, 1948, S. 197.
 - Das Kartellproblem, in: Schweiz. Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 67. Band, 87. Jg., 1951, S. 193 f. (Vortrag, gehalten auf der Jahresversammlung der Schweizerischen Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft, 1. 6. 1951, Bad Ragaz).
 - Die Aufgaben der freien Marktwirtschaft, Heft 14, Schriftenreihe der Hochschule für politische Wissenschaften, München 1951.
 - Der vollständige Wettbewerb und die Antimonopolgesetzgebung, in: Wirtschaft und Wettbewerb, Sammelband 1953, S. 178.
- Burns R.: The Antitrust Laws and the Regulation of Price Competition, in: Readings in the Social Control of Industry, Philadelphia 1942, S. 181 f.
- Callmann R.: Wettbewerbs- und Monopolprobleme in den USA, Vortrag, gehalten auf der Diskussionsveranstaltung des Bundesverbandes der Deutschen Industrie in Unkel am Rhein am 2. 7. 1951, in: Kartellverbot oder Kartellaufsicht? Auszugsweise veröffentlicht in Wirtschaft u. Wettbewerb, Sammelband 1952, S. 366 f.
- v. Castelberg G.: Das „Gesamtinteresse“ der Wirtschaftsartikel, in: Wirtschaft und Recht, Heft 1, 1953.
- Cournot A.: Untersuchungen über die mathematischen Grundlagen der Theorie des Reichtums, 1838, Deutsche Ausgabe 1924.
- Damaschke A.: Geschichte der Nationalökonomie, Band I, Jena 1922.
- van Dam H.: Preisunterbietungen als Missbrauch wirtschaftlicher Macht und als unzulässiger Wettbewerb, Basel 1935.
- Dürr Ernst-Wolfram: Wesen und Ziele des Ordoliberalismus, Winterthur 1954.
- Engelmann F.: Der Kampf gegen die Monopole in den USA. Beiträge zum ausländischen und internationalen Privatrecht, Berlin und Tübingen 1951.
- Eucken Walter: Wettbewerb als Grundprinzip der Wirtschaftsverfassung, in: Schriften der Akademie für deutsches Recht, Abteilung Wirtschaftswissenschaften, Heft 6, 1942, S. 29.
- Grundlagen der Nationalökonomie, 3. Auflage, Jena 1943.
 - Das ordnungspolitische Problem, Ordo, Band I, 1948, S. 56.
 - Die Wettbewerbsordnung und ihre Verwirklichung, Ordo, Band II, 1949, S. 1.
 - Technik, Konzentration und Ordnung der Wirtschaft, Ordo, Band III, 1950, S. 3.
 - Grundsätze der Wirtschaftspolitik, Bern/Tübingen 1952.
 - Wettbewerb, Monopol und Unternehmer, Bad Nauheim 1953.

- Fischer C.: Das Ringen um die Anti-Monopolgesetzgebung in Westdeutschland, in: Neue Zürcher Zeitung Nr. 1829 vom 3. 9. 1950.
- Fischer Rudolf: Die Wirtschaftspolitik des Dritten Weges, Kritische Studie des wirtschaftspolitischen Instrumentariums des Neoliberalismus, Basler Diss. 1950.
- Fisher Allen G.B.: Fortschritt und soziale Sicherheit, deutsch von Eva Röpke, Bern 1947.
- Gather Gernot: Reform der Patentgesetzgebung, Ordo, Band II, 1949, S. 270.
- Gawronsky Vital: Staatsgewalt und Volkswohlfahrt, Bern 1949.
- Grossmann-Doerth H.: Soll die Gesellschaft mit beschränkter Haftung beibehalten werden? Hanseatische Rechts- und Gerichtszeitung, 20. Jg., 8./9. Heft, August/September 1937.
- Haffner Karl: Ein schweizerisches Kartellgesetz auf privatrechtlicher Grundlage, Diss. St. Gallen 1953.
- Halm Georg: Die Konkurrenz, München und Leipzig 1929.
- Hausmann F.: Die wirtschaftliche Konzentration an ihrer Schicksalswende, Basel 1940, Grundlagen und Aufgaben einer künftigen Trust- und Kartellgestaltung.
- Der Antitrustgedanke im Wirtschaftssystem, Zürich 1950.
- Der extreme Neoliberalismus, 1952.
- Das Dilemma eines deutschen Antitrustgesetzes, Bern 1955.
- v. Hayek F. A.: Der Weg zur Knechtschaft, herausgegeben und eingeleitet von W. Röpke, deutsch von Eva Röpke, Erlenbach-Zürich, o. J.
- Individualismus und wirtschaftliche Ordnung, Erlenbach-Zürich 1952.
- Die Ungerechtigkeit der Steuerprogression, nachträgliche Niederschrift eines Referates an einer Tagung des Schweizerischen Instituts für Auslandsforschung, 5. 7. 1952; Sonderabdruck aus: Schweiz. Monatshefte, 32. Jg., Heft 8, Nov. 1952.
- Heckscher E. F.: Der Merkantilismus, deutsche Übersetzung von G. Mackenroth, Band I, 1932.
- Homburger E.: Handels- und Gewerbefreiheit und Vertragsfreiheit, die Gestaltung des Verhältnisses zwischen Handels- und Gewerbefreiheit und Vertragsfreiheit als Problem der Wirtschaftsordnung, Zürcher Diss, Aarau 1948.
- Hunold A.: Die wirtschaftliche Freiheit als internationales Problem, Zürich 1945, Kulturschriftenreihe des Artemis-Verlages, Heft 8.
- Isay R.: Der deutsche Kartellgesetzentwurf. Eine kritische Stellungnahme, in: Wirtschaft und Wettbewerb, Jg. 1/2, März 1952, Nr. 5, S. 321 f.
- Jöhr Walter A.: Die Renaissance der Konkurrenzidee im Urteil der Theorie, Istanbul 1943.
- Das Modell der vollkommenen Konkurrenz, in: Sammelband Konkurrenz und Planwirtschaft, Bern 1946.
- Josten-Entwurf: Entwurf zu einem Gesetz zur Sicherung des Leistungswettbewerbes und zu einem Gesetz über das Monopolamt mit Stellungnahme des Sachverständigen-Ausschusses u. Minderheitsgutachten, vom 5. 7. 1949, Frankfurt a. M. 1949.
- Klug O.: Der Streit um die Kartelle und Konzerne. Grundsätzliche Bemerkungen zum Entwurf des Gesetzes gegen Wettbewerbsbeschränkungen, in: Wirtschaft und Wettbewerb, Jg. 1/2, 9./10. Heft, Juli/August 1952, S. 569 f.
- Küng E.: Der ökonomische Aspekt des Kartellwesens, in: Die Frage einer schweiz. Kartellgesetzgebung, eine Artikelserie der Neuen Zürcher Zeitung, o. J.
- Lippmann Walter: Die Gesellschaft freier Menschen (The Good Society, 1936), deutsch von E. Schneider, Band IV der Reihe „Mensch und Gesellschaft“, Herausgeber Konrad Farnet, Bern 1945.

- Lisowsky A.: Über den Monopolcharakter des Markenartikels, in: Der Markenartikel, Heft 5, 1951.
- Machlup F.: The American Antitrust Laws — Success of Failure?, in: Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 87. Jg., Dez. 1951, S. 513 f.
- Maier K. F.: Das Verlangen nach sozialer Sicherheit, Ordo, Band III, 1950, S. 19.
- Marbach Fritz: Artikel Kartelle, im Handwörterbuch der schweizerischen Volkswirtschaft, S. 17.
- Zur Frage der antimonopolistischen Intervention, in: Wirtschaft und Recht, 1. Jg. 1949, 4. Heft, S. 217 f.
 - Zur Frage der wirtschaftlichen Staatsintervention, Bern 1950.
 - Möglichkeiten und Grenzen der Kartelle, in: Die Frage einer schweizerischen Kartellgesetzgebung, eine Artikelserie der Neuen Zürcher Zeitung, o. J.
 - Das Kartellproblem in schweizerischer Sicht, in: Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 67. Band, 87. Jg., 1951, S. 214 f.
- Meade J. E.: Planung und Preismechanismus. Die liberal-soziale Lösung. Herausgeber E. Salin und A. Spiethoff in Hand- und Lehrbücher auf dem Gebiet der Sozialwissenschaften, deutsch von G. Bombach, Bern/Tübingen 1951.
- Meyer Fritz: Warum feste Preise für Markenartikel? Ordo, Band VI, 1953.
- Miksch Leonhard: Wettbewerb als Aufgabe, Godesberg 1947, Grundsätze einer Wettbewerbsordnung.
- Möglichkeiten und Grenzen der gebundenen Konkurrenz, in: Schriften der Akademie für deutsches Recht, Heft 6, 1942, S. 99.
 - Die Wirtschaftspolitik des Als Ob, in: Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften, Band 105, 1949.
 - Der Schutz des Wettbewerbs in der sozialen Marktwirtschaft, Bericht über eine Arbeitstagung des Instituts zur Förderung öffentlicher Angelegenheiten, Frankfurt a. M. 1950.
 - Die sittliche Bedeutung der inneren Koordination, in: Ordo, Band III, 1950, Seite 97.
 - Zur Theorie des Gleichgewichts, Ordo, Band I, 1948, S. 175.
- Morgenstern O.: Die Grenzen der Wirtschaftspolitik, Wien 1934.
- Müller-Armack A.: Wirtschaftslenkung und Marktwirtschaft, Hamburg 1947.
- von Nell-Breuning O.: Berufsständische Ordnung und Monopolismus, Ordo, Band III, 1950, S. 211.
- Ordo: Jahrbuch für die Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft, Godesberg 1948 f.
- Peter Hans: Sozialpolitik und freier Wettbewerb, in: Schriften der Akademie für deutsches Recht, Heft 6, 1942, S. 197.
- Sozialstruktur und Wirtschaftsablauf, Finanzarchiv, Bd. 13, Heft 4, 1952, S. 569.
 - Freiheit der Wirtschaft, Kritik des Neoliberalismus, Köln 1953.
- Pohmer D.: Zur Abstimmung des Steuersystems auf die Wirtschaftsordnung, Finanzarchiv, Band 15, Heft 3, 1955, S. 373 f.
- Preiser E.: Wettbewerbspreis und Kostenpreis, in: Schriften der Akademie für deutsches Recht, Gruppe Wirtschaftswissenschaften, Heft 6, 1942.
- Die Zukunft unserer Wirtschaftsordnung, Stuttgart 1949.
- Pütz Th.: Die wissenschaftliche Diskussion um das Problem der Wirtschaftsordnung, in: Wirtschaft und Recht, 1953, S. 117.
- Ritschl Hans: Wirtschaftsordnung und Wirtschaftspolitik, Weltwirtschaftl. Archiv, Band 65, Heft 2, 1950, S. 218.
- Röpke Wilhelm: Die Gesellschaftskrisis der Gegenwart, 4. Aufl., Erlenbach-Zürich 1945.

- Röpke Wilhelm: *Civitas Humana*, 2. Auflage, Erlenbach-Zürich 1945.
- *Internationale Ordnung*, Erlenbach-Zürich 1945.
- *Die Lehre von der Wirtschaft*, 1. Aufl. Wien 1937, 2. Aufl. Erlenbach-Zürich 1943, 4. Aufl. Erlenbach-Zürich 1946.
- *Die Krise des Kollektivismus*, Erlenbach-Zürich 1947.
- *Mass und Mitte*, Erlenbach-Zürich 1950.
- Rüstow A.: *Votum anlässlich Aussprache im Verein für Sozialpolitik zum Thema „Deutschland und die Weltkrise“ am 28. 9. 1932*. In: *Schriften des Vereins*, Band 187, München 1933, S. 62–69.
- *Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus als religionsgeschichtliches Problem*, Zürich/New York 1945.
- *Zwischen Kapitalismus und Kommunismus*, *Ordo*, Band II, 1949, S. 100.
- *Die Einstellung des deutschen Unternehmertums zur Kartellgesetzgebung, Referat auf der internationalen Konferenz über das Monopolproblem*, Zürich 1953.
- Salin Edgar: *Ein dritter Weg?*, in: *Zeitschrift für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft*, 1942.
- *Wirtschaft und Wirtschaftslehre nach zwei Weltkriegen*, in: *Kyklos*, Bd. I, 1947.
- *Geschichte der Volkswirtschaftslehre*, 4. Auflage, Bern/Tübingen 1951.
- Schaumann W.: *Wirtschaftlichkeit und Antitrustpolitik*, in: *Wirtschaft und Recht*, 5. Jg. 1953, Heft 1, S. 50 f.
- Schumpeter J. A.: *Kapitalismus Sozialismus und Demokratie*, Band VII der Reihe „*Mensch und Gesellschaft*“, Bern 1946.
- Sieber Hugo: *Über das Ziel der staatlichen Monopolpolitik*, in: *Schweiz. Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik*, 1952.
- Simons Henry C.: *Economic Policy for a Free Society*, Chicago 1948.
- v. Stackelberg H.: *Grundlagen der theoretischen Volkswirtschaftslehre*, Bern und Tübingen 1951.
- Trumpler H.: *Unlauterer Wettbewerb und Antitrustrecht der Vereinigten Staaten von Amerika*, Basel 1944.
- Verhandlungsbericht der Tagung der schweizerischen Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft vom 1. und 2. Juni 1951 in Bad Ragaz*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik*, 87. Jg., Nr. 3, 1951.
- Wagner V. F.: *Nachkriegsprobleme der schweizerischen Volkswirtschaft*, in: *Zeitschrift für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft*, 1942.
- *Die Stellung der Landwirtschaft im Konkurrenzsystem*, Referat, gehalten an der 8. Arbeitstagung der Studiengruppe für theoretische Nationalökonomie in Zürich am 1. Juni 1946.
- *Zur Frage der wirtschaftlichen Staatsintervention, eine Besprechung des gleichnamigen Buches von Fr. Marbach*, Bern 1951, in: *Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik*, 87. Jg. 1951, Heft 2, S. 165 f.
- Werner Josua: *Wohlstand, Freiheit und Gerechtigkeit. Ihre Verwirklichung als Problem der Wirtschaftspolitik*, St. Galler Diss., Zürich und St. Gallen 1951.
- Wolfers A.: *Das Kartellproblem im Lichte der deutschen Kartellliteratur*, München und Leipzig 1931.

EINLEITUNG

a) Die Grundthesen des Neoliberalismus

Im Mittelpunkt der klassischen Wirtschaftstheorie steht die verblüffende Entdeckung der Selbststeuerung der Konkurrenzwirtschaft durch den Preismechanismus von Angebot und Nachfrage und des dadurch erzielten Zusammenfalls von Einzel- und Gesamtinteresse.

Aus dem Vertrauen auf dieses automatische Getriebe, das sozusagen jedes Kuppeln und Schalten unnötig macht, rechtfertigte sich die Maxime des *laissez faire* – *laissez aller*, die grundsätzlich jede staatliche Betätigung in der Wirtschaft als schädlich ansah.

„Diese Wirtschaftspolitik basierte auf der Überzeugung, dass brauchbare Formen, also im ganzen eine zweckmässige Wirtschaftsordnung, sich von unten her aus den spontanen Kräften der Gesellschaft von selbst entfalten, wenn Freiheit bestehe und das Rechtsprinzip gewahrt werde“¹.

Nach der heute vorherrschenden Auffassung hat jedoch der klassische Liberalismus seine Feuerprobe nicht bestanden. Zwar übertraf die wirtschaftliche Entwicklung dank dem auf Wettbewerb und Eigennutz bauenden Leistungsprinzip auch die kühnsten Erwartungen. Im Zuge der rapiden Industrialisierung ist die Produktion so gestiegen, dass die Güterversorgung der inzwischen verdoppelten Bevölkerung einen Höchststand erreichte². Mit der Harmonie der Interessen stand es indessen bei weitem nicht so günstig. Es zeigten sich Übelstände, die den Anlass zur marxistischen Kritik bildeten. Darunter fallen das allerdings heute überwundene Arbeiterelend, das Aufkommen wirtschaftlicher Machtstellungen in Gestalt von Monopolen, Kartellen und Trusts, das Auftreten von Wirtschaftskrisen, insbesondere der schweren Weltwirtschaftskrise nach 1929, die den Kapitalismus beinahe hinweggefegt hätte. Alle diese Ereignisse haben gezeigt, dass die Dinge auch in einer freien Verkehrswirtschaft nicht so einfach liegen, wie man sich dies zu Ende des 18. Jahrhunderts bis tief ins 19. Jahrhundert hinein vorstellte.

Der entscheidende Fehler des klassischen Liberalismus lag in der Annahme, die freie Marktwirtschaft bilde eine „Naturordnung“, die sich „unter der negativen Voraussetzung der wirtschaftspolitischen Enthaltensamkeit des

1) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, Bern/Tübingen 1952, S. 27.

2) Vgl. Eucken, a. a. O., S. 28 ff.

Staates“³ von selbst verwirklicht. Die wichtigste Voraussetzung, auf der die klassische Theorie aufbaut, ist das Vorhandensein der vollständigen Konkurrenz. Der Glaube, bei Freiheit werde sich ohne weiteres überall diese spezielle Marktform verwirklichen, hat sich aber als falsch erwiesen. Die Politik des laissez faire besteht eben darin, „dass sie sowohl die Gestaltung der Spielregeln, des Rahmens oder der Formen, in denen gewirtschaftet wird, als auch den alltäglichen Kampf um Menge und Preis, also den Wirtschaftsprozess, den Einzelnen überlässt“⁴. In der Folge realisierten sich deshalb sehr verschiedene Marktformen und Geldsysteme, was zu Gleichgewichtsstörungen und zu den erwähnten Missständen führte. Vollständige Konkurrenz gibt es im streng theoretischen Sinne in der Wirklichkeit überhaupt nicht. Wir finden sie jedoch in einem annähernden Grade, der den praktischen Erfordernissen vollauf genügt. Monopole hat es aber, darüber sind sich die Theoretiker aller Richtungen ausnahmsweise einig, immer und überall gegeben. Wahrscheinlich war deren Zahl zur Zeit von Adam Smith relativ gering, was seinen Optimismus begreiflich machen würde. Heute ist jedenfalls der Sektor der vollständigen Konkurrenz kleiner als derjenige der unvollständigen Konkurrenz und der Monopole.

Aber nicht nur in dieser Beziehung stimmt der heutige Kapitalismus nicht mehr mit dem klassischen überein. Auch der Staat spielt heute eine ganz andere Rolle als damals. Nachdem sich das Ideal der völlig staatsfreien Wirtschaft als unhaltbar erwiesen hatte und der Bann einmal gebrochen war, drang der Staat Schritt um Schritt immer tiefer in das Wirtschaftsleben ein.

Es stellt sich deshalb die Frage, ob bei einer Fortsetzung dieser Entwicklung die freie Verkehrswirtschaft nicht eines Tages durch eine Zentralverwaltungswirtschaft verdrängt werden wird. Der „Mythos der Zwangsläufigkeit“ der wirtschaftlichen Entwicklung in dieser Richtung im Sinne der von Marx übernommenen Hegelschen Dialektik ist heute ohnehin weit verbreitet⁵. Diese sozialistische These begünstigt die Entwicklung in Richtung der Zentralverwaltungswirtschaft insofern, als sie einen Fatalismus erzeugt und der Politik der verschränkten Arme das Wort redet. Daraus entsteht die Auffassung, es müsse der Wirtschaft überlassen bleiben, die ihr genehmen Wirtschaftsformen selbst zu finden, was wiederum jede Tätigkeit zum Schutze der freien Wirtschaft vor der Bedrohung seitens der Monopole und den Staat lähmt.

3) E. Homburger, Handels- und Gewerbefreiheit und Vertragsfreiheit als Problem der Wirtschaftsordnung, Zürich 1948, S. 62.

4) W. Eucken, a. a. O., S. 54.

5) Vgl. W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 200.

Unter diesen Umständen kommt den Bestrebungen zur Reformierung des Liberalismus besondere Bedeutung zu. Unter den zahlreichen Vorschlägen verdient ein Versuch, die beiden extremen Wege sowohl des laissez faire als auch des Sozialismus zu vermeiden, in erster Linie unsere Beachtung. Es ist dies der sogenannte „Dritte Weg“, wie das Programm des Neoliberalismus nach einem Ausdruck von Röpke sinnvollerweise genannt wird.

Die neoliberale Schule hat sich seit der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg intensiv mit der Eigenart des Lenkungsverfahrens einer Wettbewerbswirtschaft und den Bedingungen ihrer Verwirklichung befasst. Ihre Anhängerschaft ist über sämtliche westlichen Länder verstreut und setzt sich aus Nationalökonomern, Juristen, Soziologen und Philosophen zusammen⁶, die teilweise in ihren Ansichten allerdings recht erheblich voneinander abweichen. Einzig innerhalb der Freiburger Schule, die anknüpfend an die Ordo-Idee Walter Euckens auch unter dem Namen „Ordoliberalismus“ bekannt ist, wird das Gedankengut des Neoliberalismus besonders ausgeprägt und einheitlich vertreten. Ihr gilt deshalb unsere spezielle Aufmerksamkeit.

Die Neoliberalen bestreiten entschieden, dass die Konkurrenzwirtschaft unweigerlich zum sozialistischen Kollektivismus führen müsse. Sie lehnen auch die vom Vulgärliberalismus und vom Marxismus aufgestellte Behauptung ab, wonach der Kapitalismus eine zwangsläufige Folge der Konkurrenzwirtschaft bilde. Dagegen anerkennen sie den vom Marxismus vertretenen zwangsläufigen Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Kollektivismus⁷.

Obwohl nun also der klassische Wirtschaftsliberalismus als ein Fehlschlag gilt, weisen die Neoliberalen mit Nachdruck darauf hin, wie falsch es sei, damit auch die freie Verkehrswirtschaft als solche für erledigt und nicht verbesserungsfähig zu halten. Die Wirtschaftswissenschaft sei noch sehr jung und das Problem der wirtschaftlichen Organisation habe sich erst mit der industriellen Revolution und der damit verbundenen starken Arbeitsteilung und Produktion für den Markt gestellt. Es bestehe somit kein Grund, die Verkehrswirtschaft als schon im 18. Jahrhundert vollendet anzusehen⁸. „Die Wettbewerbswirtschaft ist keine Hinterlassenschaft der Vergangenheit, sondern eine Aufgabe der Zukunft“⁹.

Es sei aber nötig, aus dem punktuellen Denken ins grundsätzliche Denken zurückzukehren. „Die Kernfrage ist das, was wir die Wirtschaftsverfassung

6) Vgl. R. Fischer, Die Wirtschaftspolitik des Dritten Weges, Diss. Basel 1952, Seite 9.

7) Vgl. A. Rüstow, Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus, Zürich/New York 1945, S. 74.

8) Vgl. L. Miksch, Wettbewerb als Aufgabe, Godesberg 1947, S. 5.

9) Ebenda, S. 6.

oder Wirtschaftsordnung nennen“¹⁰. Es handelt sich dabei um die zu allen Zeiten und in jeder Gesellschaft zu lösende Frage, auf welche Ordnungs- und Antriebskräfte wir uns im Wirtschaftsleben verlassen wollen. Hiefür stehen uns nach Röpke in einer hochentwickelten, auf intensiver Arbeitsteilung beruhenden Gesellschaft nur zwei Prinzipien zur Verfügung: Das Prinzip der Marktwirtschaft (Preissystem) und dasjenige des Kollektivismus (Kommandowirtschaft)¹¹. Mischformen, z. B. in Form einer partiell zentralen Leitung des Wirtschaftsprozesses, enthalten nach neoliberaler Ansicht grosse Nachteile, weil hier ein „Gegeneinander der lenkenden Kräfte“ entsteht¹², wenn den Wünschen der Nachfrager die Planung der zentralen Verwaltungen entgegentritt.

Im Hinblick auf den Kollektivismus wird betont, die Erfahrung habe die Illusionen, die mit der Idee des Sozialismus verknüpft waren, längst zerstört. Insbesondere die Möglichkeit eines freiheitlichen Sozialismus wird strikte verneint und hier die Interdependenz von Wirtschaftsordnung und Staatsordnung immer wieder unterstrichen. Zu diesem an sich schon vernichtenden Einwand tritt ferner noch der Hinweis auf die Unmöglichkeit einer zureichenden zentralen Lenkung des ungeheuer komplizierten Produktionsprozesses.

Im weiteren wird hervorgehoben, der gleichmässige Anteil an den Produktionsmitteln sei rein formaljuristischer Natur, weil diese in Wirklichkeit in noch wenigeren Händen zusammengefasst liegen, als dies beim ärgsten Monopolismus in der Privatwirtschaft der Fall sein könnte. Wer aber den Kollektivismus nicht will, der muss nach Röpke die Marktwirtschaft wollen¹³. Gerade der trübe Ausblick auf die einzige Alternative einer freien Marktwirtschaft musste in den Augen der Neoliberalen den Bestrebungen zur Reformierung des Liberalismus enormen Auftrieb verleihen.

Der Neoliberalismus strebt nun aber keineswegs, wie der Klang des Wortes zu verraten scheint, die Rückkehr zum *laissez faire* an. Er teilt zwar mit dem klassischen Liberalismus die Befürwortung einer freien Marktwirtschaft und entschiedene Ablehnung zentraler Planung. Es handelt sich aber „um mehr als eine blosse Renaissance des Liberalismus“¹⁴. Die Neoliberalen lehnen die Vorstellung ab, „dass es die Natur sei, die ohne Zuhilfenahme von Normen eine freie Wirtschaft technisch in Ordnung bringe“¹⁵ und ver-

10) W. Röpke, *Mass und Mitte*, Erlenbach/Zürich 1950, S. 137.

11) Ebenda, S. 137/138.

12) W. Eucken, *Grundsätze der Wirtschaftspolitik*, S. 144.

13) W. Röpke, *Civitas Humana*, S. 74.

14) W. Röpke, *Mass und Mitte*, S. 141.

15) F. Böhm, *Ordnung der Wirtschaft*, S. 73.

sichern, eine funktionierende Wettbewerbswirtschaft sei in jedem Falle ein „höchst gebrechliches Kunstprodukt der Zivilisation“¹⁶. Zwei Dinge sind nach Röpke in den meisten Neuformulierungen des Liberalismus vereint: „Das Vertrauen auf die Freiheit der Märkte und die Einsicht, dass diese Freiheit einer umfassenden Politik bedarf, die das Feld der wirtschaftlichen Freiheit wie ein Spielfeld streng absteckt, ihre Bedingungen — sozusagen die Spielregeln — sorgfältig bestimmt und mit unparteiischer Strenge für die Respektierung dieses Rahmens der Marktwirtschaft (des Spielfeldes wie der Spielregeln) sorgt“¹⁷.

b) Die Stellung der Monopolpolitik in der neoliberalen Theorie

Der Kern des Neoliberalismus liegt in der Monopolbekämpfung. Die aktive Wirtschaftspolitik, wie sie von seinen Vertretern gefordert wird, verfolgt in erster Linie den Zweck der Herstellung und Sicherung echten Wettbewerbs; daher auch der Name „Wettbewerbsordnung“. Denn das so wichtige Funktionieren des Preismechanismus ist nur bei Vorliegen echten Leistungswettbewerbes zwischen den Produzenten garantiert. „Die vollständige Konkurrenz dient in der Wettbewerbsordnung nicht nur dazu, die Leistung zu steigern, sondern sie ist die Marktform, deren Preise den Wirtschaftsprozess lenken“¹⁸.

Selbst in der Zentralverwaltungswirtschaft bleibt der Wettbewerb unentbehrlich und wird durch besondere Belohnungen für hervorragende Leistungen durch staatliche Stellen wachgehalten. In der freien Wirtschaft bildet er jedoch geradezu das Fundament, auf dem das ganze Wirtschaftsgebäude ruht, denn es ist das Vertrauen in dieses Mittel zur Leistungssteigerung, das es erst verantwortlich erscheinen lässt, den Wirtschaftssubjekten in bezug auf ihr wirtschaftliches Handeln grundsätzlich Freiheit zu lassen.

Mangelnder Wettbewerb bedeutet nämlich nicht nur eine etwas schlechtere Güterversorgung. Die eingangs erwähnten Unzulänglichkeiten, die sich im Verlaufe der Entwicklung des Kapitalismus parallel mit dem Aufkommen wirtschaftlicher Machtstellungen ergaben, namentlich Wirtschaftskrisen und Ausbeutung der Arbeitskraft, werden von den Neoliberalen weitgehend auf das Fehlen der vollständigen Konkurrenz zurückgeführt. So nennt Eucken als Ursache von Depressionen neben der Unstabilität des Geldwertes und mangelnder Investitionsneigung infolge unbeständiger Wirtschaftspolitik insbesondere auch die Erstarrung des Preissystems durch die Bildung mono-

16) F. Böhm, a. a. O., S. 74.

17) W. Röpke, Mass und Mitte, S. 142.

18) W. Eucken, a. a. O., S. 249.

polistischer Marktformen¹⁹. Ebenso sind nach seiner Auffassung Missstände wie Kinder- und Frauenarbeit, allzulange Arbeitszeit, mangelnder Schutz gegen Betriebsunfälle usw. zum Teil daraus zu erklären, dass nicht vollständige Konkurrenz bestand. „Ein grosser Teil der schweren Missstände, die Marx schilderte, erklären sich, wie wir sahen, aus der nachfragemonopolistischen Position der Arbeitgeber. Nicht die Konkurrenz, sondern fehlende Konkurrenz ist insoweit Ursache der Missstände gewesen“²⁰.

Wenn man ferner als Hauptziele einer liberalen Wirtschaft neben der optimalen Bedürfnisbefriedigung ein Maximum an Freiheit und Gerechtigkeit annimmt, so werden, immer nach neoliberaler Auffassung, durch die Monopole vielfach auch diese in Mitleidenschaft gezogen. Die Sicherung des Wettbewerbes dient somit gleichfalls dem „Schutz der Einzelpersonlichkeit in ihrer wirtschaftlichen Betätigungsfreiheit, einerseits gegenüber den staatlichen Behörden und andererseits vor Übergriffen von seiten anderer Wirtschaftssubjekte“²¹. Im Modell der vollständigen Konkurrenz ist nämlich die Freiheit in idealer Weise verwirklicht, und zwar auch im Hinblick auf den Konsum und die Berufswahl. Ihre Gewährleistung ist dabei ebenso sehr Ergebnis wie Voraussetzung des Modells²².

Was schliesslich die Gerechtigkeit anbelangt, die ohnehin auf schwachen Füßen steht, soweit die Verteilung des Sozialprodukts durch den ethisch indifferenten Marktmechanismus erfolgt, so ermöglicht die Marktform der vollständigen Konkurrenz wenigstens jene „distributive Gerechtigkeit“²³, auf Grund derer sich „unter gleichen und fairen Bedingungen des Wettkampfes der privatwirtschaftliche Erfolg nach der Höhe der Leistungen für die Konsumenten bemisst“²⁴. Die Sozialpolitik darf im übrigen nach Eucken nicht als Anhängsel der Wirtschaftspolitik betrachtet werden, sondern diese ist identisch mit der Politik zur Ordnung der Wirtschaft oder der Wirtschaftsverfassungspolitik. Soziale Gerechtigkeit und Sicherheit erreicht man insbesondere durch Unterwerfung der Einkommensbildung unter die strengen Regeln des Wettbewerbs, des Risikos und der Haftung²⁵.

All dies erhellt deutlich die enorme Bedeutung der vollständigen Konkurrenz im Rahmen der neoliberalen Theorie und damit gleichzeitig die zentrale, überragende Stellung der Monopolpolitik.

19) Vgl. W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 310.

20) W. Eucken, ebenda, S. 302.

21) E. Homburger, Handels- und Gewerbefreiheit, S. 17.

22) Vgl. Josua Werner, Wohlstand, Freiheit und Gerechtigkeit, S. 86.

23) W. Röpke, Gesellschaftskrisis, S. 357.

24) Ebenda, S. 364ff.

25) Vgl. W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 312 f.

c) Aufgabe und Abgrenzung der Arbeit

Die nachstehenden Untersuchungen befassen sich mit den neoliberalen Vorschlägen zur Monopolpolitik. Der Verfasser verkennt dabei keineswegs, dass es mit der Lösung dieser Frage im Hinblick auf die Schaffung einer funktionsfähigen Gesamtordnung keineswegs sein Bewenden haben kann. Es sei in diesem Zusammenhang nur an das lebenswichtige Problem einer zureichenden Geldordnung erinnert. Und wenn die Neoliberalen in der Monopolpolitik auch einen wesentlichen Beitrag zur Sozialpolitik und Konjunkturpolitik sehen, so gibt es doch selbstredend auf diesen Gebieten noch gar manche Nuss zu knacken.

Die vorliegende Arbeit greift jedoch das Problem der Monopolbekämpfung heraus, da es immerhin bei den Neoliberalen weitgehend im Mittelpunkt steht. Im einzelnen müssen wir uns vornehmlich auf Fragen des Produzentenwettbewerbs beschränken, da uns eine eingehende Behandlung der auf den Arbeitsmärkten und auf der Nachfrageseite zutage tretenden Unvollkommenheiten der Konkurrenz zu weit führen würde.

Die sich hier stellende Aufgabe, eine systematische Übersicht zu geben über die Vorschläge zur Monopolpolitik, ist teilweise dadurch erschwert, dass zahlreiche Werke von Neoliberalen in dieser Beziehung in Andeutungen stecken bleiben. Dies scheint uns einesteils auf den ausserordentlich weitgespannten Rahmen, im Sinne einer umfassenden Besprechung sämtlicher Fragen einer Wettbewerbsordnung, zurückzuführen zu sein, andernteils aber auch auf den politischen Charakter der neoliberalen Schriften, die vielfach nur die grossen Linien einer Idee aufzeigen, für die sie werben wollen²⁶. In diesem Sinne weist auch Röpke darauf hin, „dass es sich im Grunde weniger um ein Programm als um eine Philosophie handelt“²⁷. Zu dieser Gruppe sind vor allem die Werke von Röpke, Hayek, Lippmann, Simons und Rüstow zu zählen. Wiederum ist es die Freiburger Schule²⁸, die am weitesten auf die praktischen Schwierigkeiten einer Verwirklichung des Neoliberalismus eingeht. So finden wir namentlich im Jahrbuch „Ordo“²⁹ zahlreiche wertvolle und tiefeschürfende Beiträge. Auch aus diesem Grunde stützen sich die folgenden Ausführungen hauptsächlich auf den sogenannten „Ordo-liberalismus“.

26) Vgl. hierzu auch R. Fischer, Wirtschaftspolitik des Dritten Weges, S. 13.

27) W. Röpke, *Civitas Humana*, S. 279.

28) Vgl. oben, S. 6.

29) *Ordo*-Jahrbücher für die Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft, begründet 1948, seither 7 Bände.

ERSTER TEIL

Die neoliberale Konkurrenztheorie

ERSTES KAPITEL

Wirtschaft und Wettbewerb

a) Die vollständige Konkurrenz und die „Politik des Erreichbaren“¹

Die „Laboratoriumsform“² des vollständigen Wettbewerbes vermittelt uns ein erstaunliches Bild davon, was der Marktmechanismus alles leisten könnte, wenn die idealen Voraussetzungen für das Entstehen von Wettbewerb vorhanden wären. Als solche nennt von Stackelberg³:

- a) Unabhängigkeit des Preises,
- b) Unterschiedslosigkeit der Ware,
- c) Tauschfreiheit,
- d) „viele kleine Produzenten und Nachfrager“.

Sind diese Bedingungen gegeben, so tendiert die Wirtschaft nach Jöhr⁴ zu folgenden Ergebnissen:

- a) Gleichgewicht,
- b) optimale Bedürfnisbefriedigung,
- c) Einkommensverteilung gemäss produktivem Beitrag,
- d) Vollbeschäftigung.

Es kann nun aber niemals die Absicht einer Monopolpolitik sein, auf allen Märkten die Marktform der beidseitigen vollständigen Konkurrenz zu verwirklichen. Deshalb spricht auch Böhm von einer „Laboratoriumsform“. Diese Absicht wird den Neoliberalen nichtsdestoweniger immer noch hartnäckig nachgesagt, verbunden mit dem berechtigten Einwand, ein solcher Versuch sei wirklichkeitsfremd und wolle die Wirtschaft in eine Zwangsjacke stecken. Die Neoliberalen sind sich dessen im Gegenteil bewusst, dass es sich bei der Marktform der vollständigen Konkurrenz in erster Linie um ein Denkmodell handelt.

1) F. Böhm, Die Aufgaben der freien Marktwirtschaft, München 1951, S. 38.

2) Ebenda.

3) H. von Stackelberg, Grundlagen der theoretischen Volkswirtschaftslehre, Bern/Tübingen 1951, für a–c siehe S. 219, für d S. 190, 235.

4) Walter A. Jöhr, Die Renaissance der Konkurrenzidee im Urteil der Theorie, Istanbul 1943, S. 18/19.

Sie anerkennen, dass es nicht möglich wäre, diese Marktform, wie sie oben umschrieben wurde, auch nur annähernd auf allen Märkten zu verwirklichen⁵. Sie streben einzig darnach, soviel Wettbewerb als nur möglich herzustellen, soviel jedenfalls, als sich angesichts der tatsächlichen Verhältnisse vernünftigerweise erreichen lässt. Dabei bildet zwar die vollständige Konkurrenz sozusagen den Idealzustand, den es im Prinzip anzustreben gilt. Wendet sodann die Monopolpolitik „das theoretische Wissen ihrer Zeit verständig an und besitzt sie genügend politische Phantasie und Initiative, so wird es ihr gelingen, die Volkswirtschaft immerhin in einen solchen Zustand von Wettbewerb, Elastizität und Machtauflockerung zu versetzen, dass man sagen kann, diese Volkswirtschaft biete den Anblick einer freien und offenen Gesellschaft. Mehr lässt sich nicht erreichen“⁶.

b) Der institutionelle Charakter des Wettbewerbes

Die Ordnungseinrichtungen des Wettbewerbes sowie des Tausches bieten eine gewisse Gewähr dafür, dass die so weitgehende wirtschaftliche Bewegungsfreiheit auch so benützt wird, wie es dem Interesse der Gesamtheit am besten entspricht. Sie weisen eine „orientierende“ und eine „willensbeugende“⁷ Funktion auf, d. h., sie zeigen dem einzelnen, welches Verhalten das Gemeinwohl erfordert, und sollen zugleich einen widersätzlichen Willen zu brechen vermögen. Das Prinzip der grösstmöglichen Freiheit im Interesse der Entfaltung der privaten Initiative verlangt jedoch, dass diese willensbeugende Funktion nicht auf Zwang, sondern nur auf „psychologischer Nötigung“ beruht. Dies wird dadurch erreicht, dass bei vollständiger Konkurrenz das privatwirtschaftlich beste Verhalten zugleich volkswirtschaftlich richtig ist und umgekehrt⁸.

Der Grundgedanke der freien Wirtschaftsverfassung besteht somit nach Böhm darin, dass der Staat „erstens nur den Tausch, bzw. den freiwilligen

5) Hiermit soll allerdings keineswegs behauptet werden, dass die Neoliberalen das Verhältnis zwischen Modell und Wirklichkeit immer richtig gesehen hätten. Es geht uns aber hier wie in den folgenden Abschnitten nur um eine kurze Darstellung der neoliberalen Konkurrenztheorie. Eine „kritische Würdigung“ folgt im dritten Teil dieser Schrift.

6) F. Böhm, Die Aufgaben der freien Marktwirtschaft, S. 39.

7) F. Böhm, Ordnung der Wirtschaft als geschichtliche Aufgabe und rechtschöpferische Leistung, Stuttgart 1937, S. 105.

8) F. Böhm, a. a. O., S. 105 f.: „Liegen die rein tatsächlichen Voraussetzungen für das Entstehen von Wettbewerb vor, so muss zur Sicherung geregelter Tausch- und Wettbewerbsabläufe an einigen, und zwar entscheidenden Stellen auch unmittelbarer Rechtszwang eingesetzt werden.“

Vertragsschluss als Mittel, die wirtschaftliche Mitwirkung anderer zu erlangen zulässt, d. h. dass er Gewalt (Raub, Erpressung, Nötigung), Eigenmacht (Diebstahl, Unterschlagung) und List (Betrug) als Wirkungsmethoden ausschliesst und dass er zweitens unter den Anbietenden und Nachfragenden aller erdenklichen Wirtschaftsleistungen Wettbewerb veranstaltet“⁹.

c) Laissez faire und Wettbewerb

Der klassische Liberalismus und in seinem Geiste die Wirtschaftsverfassungen zahlreicher Länder, die den Grundsatz der Handels- und Gewerbefreiheit kennen, vertrauten in erster Linie auf ein genügendes Funktionieren des Wettbewerbes. Nun lehrt aber die Erfahrung, dass Freiheit des individuellen wirtschaftlichen Handelns und Leistungswettbewerb¹⁰ keineswegs, wie angenommen, identisch sind.

Die Marktform der vollständigen Konkurrenz war nach Eucken wohl „partiell in der industrialisierten Wirtschaft oft realisiert, aber sie war nicht universal verwirklicht und es fehlte ihr eine adäquate Geldordnung“¹¹.

In der Tat muss darüber Klarheit herrschen, dass das Gewinnstreben des einzelnen nur dann garantiertermassen zum Leistungswettbewerb führt, wenn die Rechtsordnung die übrigen Wege zum wirtschaftlichen Erfolg versperrt. Dies setzt ein Wirtschaftsrecht voraus, das so aufgebaut ist, dass „der Weg zur Rentabilität nur über eine äquivalente wirtschaftliche Leistung führt“¹².

9) Ebenda.

10) F. Böhm, Der Wettbewerb als Instrument staatlicher Wirtschaftslenkung, in Heft 6 der Schriften der Akademie für Deutsches Recht, Berlin 1942, S. 89: „Die geordnete Ausleseveranstaltung besteht in einem Ineinanderwirken von Kaufkraft- und Leistungswettbewerb. Der Kaufkraftwettbewerb bewirkt, dass Nachfragepläne erst von einem bestimmten Dringlichkeitsgrad an Aussicht auf Verwirklichung und produktionsbestimmenden Erfolg haben. Der Leistungswettbewerb bewirkt, dass nur nach dem Grundsatz der Wirtschaftlichkeit verfahrenende Erzeuger und Verteiler Aussicht haben, ihre Wirtschaftspläne auf die Dauer durchführen zu können. Das Ineingreifen von Kaufkraft- und Leistungswettbewerb bewirkt, dass sich die Wirtschaftspläne der Anbieter (Arbeiter, Erzeuger, Verteiler) auf die Wirtschaftspläne der Nachfragenden ausrichten und umgekehrt, d. h., der Anbieter nimmt bei seinem Wirtschaftsplan Rücksicht auf die Dringlichkeit der jeweils nachgefragten Leistungen, und der Nachfragende nimmt bei Ordnung der Rangfolge seiner Bedürfnisse Rücksicht auf den Schwierigkeitsgrad (Kosten!) der leistungsmässigen Bedürfnisbefriedigung.“

11) W. Eucken, a. a. O., S. 244/45.

12) W. Röpke, Lehre von der Wirtschaft, S. 279, Gesellschaftskrisis, S. 165.

W. Lippmann, Die Gesellschaft freier Menschen, Bern 1945, S. 262: „Die früheren

Die Neoliberalen unterscheiden sich darin grundsätzlich von den Altliberalen, dass sie diesen Sachverhalt anerkennen und daraus die nötigen Konsequenzen ziehen. „Das ist das, was uns vom Wirtschaftsliberalismus des 19. Jahrhunderts trennt, dass wir gelernt haben, laissez faire und Wettbewerb zu unterscheiden“¹³.

ZWEITES KAPITEL

Wettbewerb und Monopol

a) Das Wesen der Monopolstellung

Bei vollständiger Konkurrenz herrscht ein Zustand allgemeiner Machtlosigkeit. Es sind auf beiden Marktseiten viele Marktteilnehmer vorhanden, von denen keiner für sich allein einen ins Gewicht fallenden Einfluss auf die Gestaltung der Marktbedingungen und der Marktpreise besitzt.

Es ist sodann der Sinn des Wettbewerbes, die Unternehmer ständig zum Leistungseinsatz, zur Anspannung aller Kräfte im Dienste der Konsumenten zu zwingen¹⁴. Infolge der ständigen Bedrohung der Absatzchancen durch die Mitbewerber um die Gunst der Konsumenten entsteht vor allem ein stetiger Druck zur Rationalisierung. Die daraus resultierende Verbilligung verbleibt aber auf lange Sicht nicht dem Unternehmer, sondern führt zu Preissenkungen, die wiederum den Konsumenten zugute kommen. Jedes Nachlassen des Unternehmers, jedes Überschreiten des Marktpreisniveaus bringt ihm Verluste, die bis zum Entzug seiner Produktionsmittel gehen können.

Demgegenüber sieht Böhm das Wesen der Monopolstellung darin, dass sie es ihrem Inhaber ermöglicht, „den Nivellierungsprozess des grenzbetrieblichen Existenzkampfes auszuschalten und das Marktpreisniveau oberhalb der normalen Marktpreisgrenze zu stabilisieren“¹⁵.

Eine solche wirtschaftliche Machtstellung ergibt sich durch Konzentration von Angebot oder Nachfrage eines bestimmten Gutes bei einem Anbieter

Liberalen meinten, dass die Wirtschaftsform der Arbeitsteilung nach Naturgesetzen, ausserhalb jedes juristischen Systems funktioniere.“

13) Leonhard Miksch, Wettbewerb als Aufgabe, 2. Aufl., Godesberg 1947, S. 220.

14) F. Böhm, Wettbewerb und Monopolkampf, S. 21 Anm. 1: „Mit Zuckerbrot und Peitsche setzt das liberale Wirtschaftssystem den Unternehmer und Kapitalbesitzer auf die Fährte des wirtschaftlichen Fortschritts, der wirtschaftlichen Wertzeugung und Werterhaltung.“

15) F. Böhm, a. a. O., S. 3.

bzw. Nachfragenden. Der Preis ist hier kein Datum mehr, das als gegeben hingenommen werden muss. „Der Monopolist setzt auf Grund der Plandaten entweder den Preis fest, der eben für ihn kein Datum ist, oder er bestimmt die anzubietende (oder nachzufragende) Menge und lässt den Preis einspielen“¹⁶.

b) Die volkswirtschaftlichen Auswirkungen

Daraus ergibt sich eine ganze Reihe nachteiliger Wirkungen für die Wirtschaft. In erster Linie sind natürlich diejenigen Ergebnisse nicht mehr gewährleistet, die wir im Modell der vollständigen Konkurrenz kennengelernt haben und die wir bei weitgehendem Vorherrschen der Konkurrenz wenigstens als Tendenzen erwarten dürfen, nämlich optimale Güterversorgung, Entlohnung gemäss produktivem Beitrag, Gleichgewicht, Vollbeschäftigung. In negativem Sinne können wir sagen, dass die Monopole eine Verminderung der Güterversorgung bewirken, eine Schwächung des Anreizes zur Leistungssteigerung und damit einen Hemmschuh des Fortschritts bedeuten¹⁷. Auch die Gerechtigkeit wird tangiert, indem nicht mehr die Leistung, sondern einzig die wirtschaftliche Macht über Erfolg und Misserfolg entscheidet. Ferner verbleiben erzielte Rationalisierungserfolge dem Unternehmer, statt an die Konsumenten weitergegeben zu werden. Im weiteren büssen die Preise ihre Steuerungsfunktion ein, womit das Funktionieren des Preismechanismus in Frage gestellt ist. Eine häufig zu beobachtende Folge ist sodann Unter- und Überinvestition mit entsprechender Über- oder Unterproduktion und Kapitalverschleiss.

Der Lenkungsmechanismus der Wirtschaft ist auch insofern bedroht, als die Konsumenten ihre Schiedsrichterfunktion nicht mehr ausüben können¹⁸. Auch die konjunkturpolitischen Aspekte der Monopole sind nach Ansicht der Neoliberalen höchst problematisch, infolge der übermässigen Ausbeutung der Kaufkraft und der Preisstarrheit¹⁹.

16) W. Eucken, Grundlagen der Nationalökonomie, 3. Auflage, 1943, S. 115.

17) Dem stehen allerdings auch gewisse Vorteile gegenüber, die wir keineswegs verkennen. Wir müssen jedoch erneut betonen, dass wir uns hier im wesentlichen auf die Darlegung der neoliberalen Konkurrenztheorie beschränken, und verweisen im übrigen auf die kritische Würdigung im dritten Teil der vorliegenden Schrift.

18) Vgl. Röpke, Das Sündenregister, in Gesellschaftskrisis, S. 366 f.

19) Vgl. F. Böhm, Aufgaben der freien Marktwirtschaft, S. 35.

c) Die Grenzen der Monopolmacht

Man kann sich fragen, ob die Monopole nicht schon lange zu unerträglichen Zuständen und unweigerlich zum Sozialismus geführt hätten, wenn nicht doch in gewissem Sinne – wie von den Klassikern angenommen – ein Automatismus am Werk wäre. An und für sich würden nämlich die Monopole ihre Preise so hoch schrauben, dass die Verhältnisse völlig untragbar würden, wenn nicht einige Sicherheitsventile vorhanden wären. Der Preismechanismus sorgt nämlich dafür, dass erstens die Preise nur bis zu einem gewissen Grade erhöht werden können. Setzt ihn der Monopolist noch mehr hinauf, so übersteigt die Verminderung der Nachfrage die Zunahme des Gewinns. Zwar ist an diesem Punkt die optimale Güterversorgung nicht gewährleistet, aber die Abweichung bleibt immerhin innert erträglicher Grenzen. Zu dem oben genannten Hindernis einer hemmungslosen Ausnützung der Monopolstellung in Gestalt der sogenannten „Monopolschwelle“²⁰ gesellen sich noch weitere. Darunter ist namentlich die Substitutionskonkurrenz nach und nach zu immer grösserer Bedeutung gelangt, gibt es doch heute nahezu kein Gut, das nicht auf irgendeine Weise durch ein anderes ersetzt werden könnte. Halm²¹ nennt im einzelnen folgende Gründe für die Begrenzung der Monopolmacht:

1. Die Konkurrenz aller Güter um die Nachfrage: Bei einer bestimmten Intensität der persönlichen Bedürfnisse gestaltet sich der Haushaltsplan des Einzelnen und damit die Gesamtnachfrage nach den Preisen sämtlicher Güter. Die einzelnen Produkte konkurrieren durch Preiserhöhung um eine möglichst grosse Gesamtnachfrage. Kein Monopol kann sich dieser Form der Nachfrage entziehen.
2. Die Konkurrenz mit vorhandenen Ersatzprodukten, die also noch einmal im besonderen mit dem monopolisierten Gut um den Absatz kämpfen, weil sie geeignet sind, das gleiche oder ein ähnliches Bedürfnis zu befriedigen.
3. Bei monopolistischen Produktionseinschränkungen der Konkurrenzdruck der freiwerdenden Produktionsmittel auf die anderen Erzeugungszweige, mit der Folge entsprechender Preissenkung.
4. Die Konkurrenz der Aussenseiter, wenn es, wie gewöhnlich, nicht gelingt, die ganzen Produktionskräfte einer Produktionsrichtung zusammenzufassen.
5. Die Konkurrenz der neu entstehenden Produktionsanlagen bei günstigen Gewinnaussichten infolge weitgetriebener Preispolitik der monopolistischen Kombinationen.
6. Die latente Konkurrenz im Inneren einer nur auf gewisse Zeit vertraglich zusammengeschlossenen Unternehmergruppe, die im gegebenen Augenblick ein Auseinanderbrechen der geeinten Tauschpartei verursachen kann.

20) Cournot.

21) Georg Halm, Die Konkurrenz, München und Leipzig 1929, S. 152/53.

Halm zieht daraus einen Schluss, der für die Einstellung weiter Kreise gegenüber diesem Problem zweifellos charakteristisch ist: „Auf Grund dieser Überlegungen kann man also wohl sagen, dass die Konkurrenz in ihrer regulierenden Wirkung durch die Unternehmungszusammenschlüsse keineswegs aufgehoben wird, dass diese Zusammenschlüsse vielmehr selbst eine Regulierung der Konkurrenz bedeuten, in Fällen, in denen ein gesunder Konkurrenzkampf aus technischen Gründen nicht möglich ist“²².

Wenn es auch nach Ansicht der Neoliberalen, wie weiter unten noch darzustellen sein wird, zutreffend ist, dass nicht immer ein gesunder Konkurrenzkampf möglich ist und gegebenenfalls eine Regulierung stattfinden muss, so ist ihre Grundeinstellung doch eine ganz andere. Sie betonen, es liege im Interesse der Allgemeinheit, dass die Konkurrenz möglichst rein verwirklicht wird und nicht einzig deshalb noch ein kümmerliches Schattendasein führt, weil es den Unternehmern nicht gelingen will, sie gänzlich auszuschalten.

DRITTES KAPITEL

Die Ursachen der Monopolisierung

Eine wirksame Monopolpolitik kann es nur geben, wenn zuvor die Kräfte klar erkannt worden sind, die den Wettbewerb weitgehend ausser Kurs gesetzt haben. Darum wollen wir auch hier diese Grundlage zuerst legen, bevor wir die einzelnen Vorschläge der Neoliberalen behandeln.

Die Neoliberalen scheinen im wesentlichen drei Hauptursachen dafür verantwortlich zu machen, dass sich der Wettbewerb nicht nach den Erwartungen der Klassiker entfaltete:

1. Der „Hang zur Monopolbildung“²³.
2. Die staatlichen Interventionen.
3. Ökonomisch-technische Ursachen.

Ihre Wirkungen können oft in der Praxis nicht als solche erkannt werden und überschneiden sich oft dergestalt, dass im Hinblick auf die Ursache kaum festzustellen ist, was auf welches Konto gebucht werden muss.

22) G. Halm, a. a. O., S. 153.

23) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 30.

a) Der „Hang zur Monopolbildung“

Angesichts der aufgezählten Härten des Konkurrenzsystems für den Unternehmer ist es nicht verwunderlich, dass diese erfahrungsgemäss immer versucht haben, den so unbequemen Wettbewerb so weit als möglich auszuschalten oder ihn zu „regulieren“, wie sie sich auszudrücken pflegen²⁴. Im Zusammenhang mit der Forderung, die Konkurrenz rein und funktionsfähig zu erhalten, weist Röpke²⁵ darauf hin, „dass jeder als Produzent für seinen Bereich das allerstärkste Interesse daran hat, die Dinge nach der genau entgegengesetzten Richtung zu treiben und sich in der Geborgenheit der Monopolstellung und vom Staate verliehener Privilegien aller Art, der höchst unbequemen ökonomischen und moralischen Disziplin der Konkurrenz zu entziehen.“

Die Haupttriebfeder liegt aber nicht unbedingt, wie man meinen könnte, im Gewinnstreben, d. h. in der Aussicht auf einen zusätzlichen Monopolvergewinn. Im Vordergrund steht viel eher das Sicherheitsstreben²⁶, d. h. der Wunsch, sich gegen die Anstrengungen und Risiken des Wettbewerbs zu schützen. Im Endergebnis läuft aber ein solcher Versuch, das Wettbewerbsrisiko zu vermindern, auf eine Abwälzung heraus, da es schledhthin unmöglich ist, „auch nur das kleinste Teilchen eines Risikos aus der Welt zu schaffen“²⁷. Wohl könne z. B. durch die Kartellierung die Rentabilität einer Industrie gehoben werden, aber die zu diesem Zwecke zusätzlich abgeschöpfte Kaufkraft fehle dann einem anderen Wirtschaftszweig, so dass dort eine Krise entstehen könne, ohne dass der Zusammenhang ersichtlich wäre.

Die Schädlichkeit der Monopole sehen die Neoliberalen dementsprechend auch nicht so sehr in der Tatsache, dass ihre Inhaber ohne entsprechende Leistung grosse Teile des Volkseinkommens an sich ziehen können und dadurch grosse Einkommensunterschiede schaffen²⁸; vielmehr sind die Monopole „nicht nur sozial unerträglich“, sondern bedeuten vor allem eine „Störung des Wirtschaftsprozesses und Hemmschuh der Gesamtproduktivität“²⁹. Wie sich zeigt, ist eben die Übereinstimmung von Eigennutz und Gemeinnutz keine absolute. Soweit sich das Einzelinteresse „bei der Gestaltung der

24) F. Böhm, Die Ordnung der Wirtschaft, S. 50/51: „In den hinter uns liegenden Epochen der freien Verkehrswirtschaft hat sich nämlich gezeigt, dass die Zustimmung, sich in Bewegung zu versetzen und in Bewegung zu bleiben, auf einen geradezu elementaren Widerstand gestossen ist.“

25) W. Röpke, Gesellschaftskrisis, S. 200.

26) Vgl. F. Böhm, Die Aufgaben der freien Marktwirtschaft, S. 35.

27) Ebenda.

28) Vgl. Allen G. B. Fisher, Fortschritt u. soziale Sicherheit, Bern 1947, Kap. X.

29) W. Röpke, Gesellschaftskrisis, S. 366.

Marktposition in einem ‚Hang zur Monopolbildung‘ äussert, kann es mit dem Gesamtinteresse in Widerspruch geraten“³⁰.

b) Die staatlichen Interventionen

Obwohl es der Staat im Zeitalter des laissez faire unterliess, planmässig im Sinne einer klaren Wirtschaftsverfassung ordnend in die Wirtschaft einzugreifen, sah er sich doch da und dort gezwungen, sich einzumischen. Er tat dies ohne jede Rücksicht auf die Wirtschaftsordnung, vielfach auch auf Wunsch machtvoller Interessentengruppen, die ihn im Zuge der zunehmenden Monopolisierung immer mehr beeinflussten. Die Interventionen mehrten sich und wurden rein punktuell getrieben, ohne Rücksicht auf die Interdependenz, d. h., die wechselseitige Beeinflussung der einzelnen Wirtschaftsgebiete durch die sich wellenförmig ausbreitenden Reaktionen der staatlichen Eingriffe. Auf diese Weise förderte der Staat die Konzentrationsbewegung, anstatt ihr entgegenzuwirken. Wenn die Neoliberalen auch anerkennen, dass im Verlaufe der Industrialisierung namentlich das Anwachsen der optimalen Betriebsgrösse die wirtschaftlichen Machtstellungen etwas begünstigt haben mag, so vertreten sie doch die Ansicht, dass diese Entwicklung lange nicht so weit fortgeschritten wäre, wenn nicht der Staat sie noch forciert hätte. Sie messen der „natürlichen Gravitation zur Konkurrenz“³¹ starke Durchschlagskraft bei und weisen darauf hin, dass bis zum ersten Weltkrieg die wirtschaftliche Entwicklung verhältnismässig befriedigend verlaufen sei und jedenfalls niemals Krisen ähnlichen Ausmasses wie in den dreissiger Jahren aufgetreten seien.

Das altliberale Ideal einer staatsfreien Wirtschaft ist weder durchführbar noch wünschenswert. Nach Röpke liegt der Vorstellung von einem wirtschaftspolitisch „neutralen“ Staat der völlig irrige Gedanke zugrunde, dass man sich in einer differenzierten Gesellschaftswirtschaft den Staat überhaupt „wegdenken“ könne³². Dieser muss doch auf alle Fälle einen rechtlichen Rahmen setzen, was er gerade zur Blütezeit des laissez faire in Form der Schaffung eines Eigentums-, Vertrags-, Gesellschafts- und Patentrechts usw.³³ auch getan hat. Aber auch sonst ist staatliche Betätigung in der Wirtschaft nicht zu umgehen. Die folgenden Ausführungen Adam Smiths³⁴ zeigen, dass

30) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 359.

31) W. Röpke, Internationale Ordnung, S. 181.

32) Vgl. W. Röpke, Gesellschaftskrisis, S. 394/395.

33) Vgl. W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 26 f.

34) Zitiert bei Damaschke, Geschichte der Nationalökonomie, Band 1, S. 357.

auch er sich dieser Tatsache bewusst war: „Eine Benutzung der natürlichen Freiheit Einzelner, durch die die Sicherheit der ganzen Gesellschaft gestört werden kann, wird und muss durch die Gesetze aller Staaten, der freiheitlichsten wie der despotischsten, eingeschränkt werden. Die Zwangspflicht, Scheidewände aufzuführen, um die Verbreitung eines Brandes zu verhindern, ist auch ein Eingriff in die natürliche Freiheit, ganz ähnlich wie die hier empfohlenen Verordnungen über das Bankwesen“.

Obwohl hier die klare Erkenntnis vorhanden zu sein scheint, dass die Freiheit im Interesse des Gemeinwohls gewisser Einschränkung bedarf, hat dieser (Smith) Massnahmen gegen die Monopole, deren Gefährlichkeit er nach Rüstow³⁵ erkannt zu haben scheint, nie in Betracht gezogen. Hätte er die logischen Konsequenzen gezogen, so hätte er eine Monopolpolitik fordern müssen, die eben nur mit staatlicher Mitwirkung denkbar ist. Dies wäre aber einem Verstoss gegen die unantastbare natürliche Freiheit des Individuums gleichgekommen.

Die Neoliberalen halten eine faire Wettbewerbsordnung nur innerhalb eines geeigneten „juristisch-moralischen Rahmens“³⁶ für lebensfähig. Aber auch der Ablauf der so eingerahmten Marktwirtschaft bedarf nach Röpke „bestimmter, wohl dosierter und wohlerwogener Eingriffe des Staates“³⁷. Die Wirtschaftswissenschaftler sind sich aber heute darin einig, „dass ein planloser Interventionismus nicht nur Störungen verstärken, sondern auch hervorrufen kann“³⁸. Der liberale Interventionismus erfordert deshalb eine „systemgerechte Ausrichtung staatlicher Eingriffe“³⁹. Diese müssen der Marktwirtschaft „konform“ sein, wie der von Röpke geschaffene Ausdruck lautet. „Konform sind solche Interventionen, die die Preismechanik und die dadurch bewirkte Selbststeuerung des Marktes nicht aufheben, sondern sich ihr als neue ‚Daten‘ einordnen und von ihr assimiliert werden, nichtkonform solche, die die Preismechanik lahmlegen und daher durch planwirtschaftliche (kollektivistische) Ordnung ersetzt werden müssen“⁴⁰. All dies erfordert einen starken Staat, der sich durch „Autorität und Führertum“⁴¹ auszeichnet.

35) Vgl. A. Rüstow, Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus, S. 65.

36) W. Röpke, *Civitas Humana*, S. 76.

37) Ebenda.

38) V. F. Wagner, Nachkriegsprobleme der schweizerischen Volkswirtschaft, in: *Zeitschrift für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft*, 1942, S. 345.

39) A. Rüstow, in *Schriften des Vereins für Sozialpolitik*, 187. Band, S. 63 f.

40) W. Röpke, *Gesellschaftskrisis*, S. 259.

41) A. Rüstow, a. a. O., S. 68.

c) Ökonomisch-technische Ursachen

Einen sehr schwerwiegenden Einwand gegen die Wettbewerbsordnung bildet die Behauptung, die Technik erhöhe die optimale Betriebsgrösse und töte somit die Konkurrenz.

Diese Auffassung nimmt ihren Anfang bei Sismondi, Marx und den St. Simonisten und reicht bis zu Schmalenbach und Schumpeter, die alle, wenn auch auf anderem Wege, zur selben Annahme gelangen. Wir haben hier einen Eckpfeiler der sozialistischen Lehre vor uns, nämlich die angebliche zwangsläufige Entwicklung zum Kollektivismus. In der Tat kann natürlich nicht bestritten werden, dass die Industrialisierung ganz allgemein den Grossbetrieb begünstigt und zum grossen Teil erst geschaffen hat. Die Neoliberalen sind aber der Meinung, dass die Bedeutung dieses Vorgangs für den Wettbewerb masslos übertrieben werde. Sie begründen diese Antithese folgendermassen:

- I. Die oben genannte Wirkung der Technik auf den Wettbewerb, prinzipiell unbestritten, wird mehr als aufgehoben durch die starke Förderung, die der Wettbewerb von seiten der Technik geniesst:
 - a) Die Verbesserung und Verbilligung des Verkehrs hat die Märkte erweitert und damit die Zahl der Anbieter und Nachfrager eines beliebigen Gutes an jedem Punkt der Erde erhöht. Freilich werden diese Vorteile durch meterdicke Zollmauern und sonstige Importhürden wieder zunichte gemacht, doch das steht wieder auf einem anderen Blatt.
 - b) Die Technik hat auch die Bedeutung der Substitutionskonkurrenz ungeheuer erhöht, gibt es doch heute schon praktisch kein Produkt mehr, das nicht irgendwie zu ersetzen wäre.
 - c) Wettbewerbsfördernd wirkt auch der Umstand, dass der heutige Produktionsapparat an Anpassungsfähigkeit gewonnen hat. Als klassisches Beispiel seien nur die Rüstungsfabriken genannt, die nach dem Kriege mit Blitzesschnelle auf Friedensproduktion umzustellen imstande waren.
 - d) Schliesslich darf nicht vergessen werden, welch gänzlich neue Perspektiven die Technik für den Kleinbetrieb eröffnet. Es sei nur an die Verwendung von Elektromotoren in Landwirtschaft und Handwerk erinnert. Die Maschinen werden immer vielseitiger, kleiner, leichter, billiger. Dadurch steigen für den Kleinbetrieb die Chancen, wieder leistungsfähig und konkurrenzfähig zu werden.

II. Angesichts der stets zunehmenden Konzentration, namentlich in der Industrie, muss fein säuberlich zwischen der sogenannten Unternehmenskonzentration und der eigentlichen Betriebskonzentration unterschieden werden.

Steigt die optimale Betriebsgrösse, so muss sich das in einer Konzentration der Produktion in wenigen Betrieben äussern. Was sich in der Praxis indessen zumeist abspielt, ist etwas ganz anderes, nämlich eine Konzentration von Unternehmen, die unter einheitliche Leitung geraten. So kauft vielleicht ein grosses Unternehmen mittlere oder kleinere auf oder es kommt zur Angliederung von Unternehmen der verarbeitenden Industrie, von Betrieben vorgelagerter Industrien oder des Gross- und Einzelhandels. Selbstredend spielen hier die rechtlichen Möglichkeiten der Verschachtelung und Beteiligung, namentlich das Gesellschaftsrecht, eine überragende Rolle.

Aber dahinter steht letztlich das Monopolstreben, oder vielleicht nur steuerliche Erwägungen, als eigentliche Ursache und nicht das Phänomen der steigenden optimalen Betriebsgrösse.

ZWEITER TEIL

Das Instrumentarium der neoliberalen Monopolpolitik

VIERTES KAPITEL

Die allgemeinen Ziele der Monopolpolitik

a) Die Ausgangslage

Wenn wir die wirkliche Wirtschaft betrachten, so fällt uns in bezug auf die realisierten Marktformen eine grosse Vielfältigkeit auf. Es gibt hier Bereiche, in denen unzählige kleinere und mittlere Betriebe miteinander im Wettbewerb stehen, auf anderen Märkten beobachten wir hingegen ein Vorherrschen weniger Konzerne, Kartelle und Trusts, die teils monopolistisch, teils oligopolistisch den Markt regieren. Somit können wir zwei grosse Gruppen von Märkten unterscheiden: Einerseits solche, bei denen die Bedingungen für das Vorhandensein vollständiger Konkurrenz gegeben sind, und andererseits jene mit unvollständiger Konkurrenz.

Dort, wo die vollständige Konkurrenz bereits vorhanden ist, ist die Aufgabe der Monopolpolitik natürlich keine schwere. Es kommt hier den Neoliberalen vor allem darauf an, den Wettbewerb gegen jeden Torpedierungsversuch zu sichern. „Ist aber der Wettbewerbskampf durch abgrenzende Vorschriften so eingerichtet, dass nur noch das von dem einzelnen Unternehmer erreichte Mass der Wirtschaftlichkeit über den Ausgang des Kampfes entscheidet“, so besteht nach Miksch¹ „kein Anlass, darüber hinaus regelnd in die Konkurrenz einzugreifen“. Im Bestreben, die Marktverfassung der jeweiligen Marktform anzupassen, stellt er die freie Konkurrenz als juristische Kategorie, deren Wesen im allgemeinen Wettbewerbsrecht liegt, der vollständigen Konkurrenz als ökonomischer Kategorie entgegen.

Im Bereich der unvollständigen Konkurrenz, wo wir die oben genannten bekannten Konzentrationserscheinungen vorfinden, besteht teilweise noch ein gewisser Wettbewerb, wie z. B. bei der Marktform des Oligopols, während bei der Marktform des Monopols nicht mehr von Wettbewerb gesprochen werden kann. Allerdings sind die reinen Monopole in der Wirklichkeit

1) L. Miksch, Möglichkeiten und Grenzen der gebundenen Konkurrenz, in: Schriften der Akademie für deutsches Recht, Heft 6, S. 101.

äusserst selten, denn es gibt fast immer wenigstens eine gewisse Substitutionskonkurrenz, die, auch wenn sie nur latent vorhanden ist, dem Monopol gewisse Beschränkungen auferlegt. Dieser ungemein mannigfaltig zusammengesetzte zweite Sektor verursacht einer Monopolpolitik natürlich bedeutend mehr Schwierigkeiten als der erste. Die Lage erweist sich insofern heute als besonders ungünstig, als der Anteil der vollständigen Konkurrenz recht klein zu nennen ist, während die unvollständige Konkurrenz deutlich das Bild der Wirtschaft beherrscht. Die sich hier stellende Aufgabe ist gewaltig, beinahe nicht lösbar. Deshalb schreibt z. B. Eucken²: „Nach der Erfahrung geht es über die Kräfte eines modernen Staates hinaus, in einer Wirtschaftsordnung, in der grosse Teile der Industrie monopolisiert sind, eine wirksame Monopolaufsicht durchzuführen.“

b) Das prinzipielle Vorgehen

Das Problem muss also unbedingt auf zu bewältigende Dimensionen zurückgeführt werden. Infolgedessen muss es ein entscheidendes Anliegen jeder Monopolpolitik sein, den Anteil der Märkte mit vollständiger Konkurrenz zu erhöhen. Dadurch wird nicht nur die ungemein komplizierte Monopolaufsicht entlastet, sondern durch die Verminderung der Machtstellungen wird sich auch ihr Einfluss auf den Staat verringern. „Seine Fähigkeit zur Monopolaufsicht ist ungemein grösser, wenn nicht die Leiter der Kohlen-, Kali-, Eisensyndikate usw., der grossen Konzerne und Trusts und Gewerkschaften seine Willensbildung mitbestimmen. Und zugleich ist die Aufgabe viel bescheidener“³.

Die Neoliberalen sind hinsichtlich der Möglichkeit einer solchen Zurückdrängung der Monopole durchaus optimistisch. Dies erklärt sich daraus, dass die Mehrzahl der wirtschaftlichen Machtstellungen nach ihrer Ansicht nicht etwa infolge zwangsläufiger ökonomischer Entwicklung entstanden sind, sondern weil dem privaten Monopolstreben Tür und Tor offen stand infolge der Begünstigung durch bestehende Gesetze und den Staat. So erinnert Röpke bei der Besprechung der Möglichkeiten der Monopolbekämpfung daran, dass es meistens der Staat gewesen sei, der durch „seine gesetzgeberische, administrative oder judiziale Tätigkeit erst die Bedingungen für die Monopolbildung geschaffen hat“⁴. Hört der Staat erst einmal auf, die Monopole zu fördern, und werden einige in dieser Beziehung verheerend wirkende Gesetze

2) W. Eucken, Grundsätze, S. 292.

3) W. Eucken, a. a. O., S. 293.

4) W. Röpke, Gesellschaftskrisis, S. 364 ff.

abgeändert, so wird nach Ansicht der Neoliberalen die Monopolbildung stark eingedämmt werden, denn „diejenigen Monopole sind sehr selten, die ohne ein vom Staat bewusst oder unbewusst geschaffenes Privileg oder ohne eine bestimmte Art von Gesetzgebung, Verwaltung, Rechtsprechung oder Finanzpolitik bestehen könnten“⁵.

Hier wird an die gesamte Wirtschafts- und Rechtspolitik des Staates, im einzelnen an die Handels- und Kreditpolitik, ferner an das Gesellschaftsrecht, Steuerrecht, Patentrecht, Konkursrecht und das Recht der allgemeinen Geschäftsbedingungen gedacht. „Das Funktionieren des Wettbewerbes hängt nicht nur von der zweckmässigen Organisation bestimmter Institutionen, wie z. B. des Geldes, der Märkte und Informationsquellen ab — wofür wir uns nie ganz auf die Privatinitiative verlassen können, sondern vor allem von der Existenz eines geeigneten Rechtssystems, das die doppelte Aufgabe hat, den Wettbewerb aufrechtzuerhalten und ihn mit einem Maximum an Nutzen arbeiten zu lassen“⁶.

Eindrücklich weist Eucken auf die Interdependenz aller wirtschafts- und rechtspolitischen Massnahmen hin. Der „Punktualismus“⁷, wie er es nennt, war der Meinung, die wirtschaftspolitischen Probleme, also zum Beispiel Fragen der Agrarpolitik, Handels-, Industrie- und Währungspolitik usw., könnten jedes einzeln für sich gelöst werden. Er übersah vollkommen den Zusammenhang der einzelnen Gebiete, der schon durch das Preissystem bestand. Wenn Trumpler schreibt⁸: „Es ist eine paradoxe Tatsache, dass sich seit dem ersten Antitrustgesetz die Trusts in den Vereinigten Staaten in ungeahntem Masse entwickelt haben“, so hat er gewiss recht. Es ist der entscheidende Fehler des amerikanischen Monopolexperimentes gewesen, einerseits Trustgesetze zu erlassen und anderseits unbekümmert mit der Begünstigung der Monopole fortzufahren und auch die Wirtschaftsgesetzgebung in Kraft zu lassen, die vielfach die Konzentrationsbewegung unterstützte. In Deutschland lässt sich bei der Kartellverordnung von 1923 die gleiche Beobachtung anstellen.

Die praktische Wirtschafts- und Rechtspolitik muss in allen Einzelheiten der Gesamtentscheidung für die Wettbewerbsordnung entsprechen. Wenn sie aber in diesem Sinne umgestaltet wird, so darf von diesen verhältnismässig einfach durchzuführenden Massnahmen auf lange Sicht ein bedeutender Erfolg in Form einer Stärkung der Konkurrenz erwartet werden. Das Ver-

5) W. Röpke, Gesellschaftskrisis, S. 364.

6) F. Hayek, Der Weg zur Knechtschaft, S. 60.

7) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 60.

8) H. Trumpler, Unlauterer Wettbewerb und Antitrustrecht der Vereinigten Staaten von Amerika, 1944, zitiert bei Eucken, a. a. O., S. 305.

hältnis von Aufwand und Nutzen dürfte bei diesem Teil der Monopolpolitik jedenfalls bei weitem am günstigsten sein!

Im weiteren verbleibt ihr sodann die Aufgabe, sich des verkleinerten Sektors der unvollständigen Konkurrenz und der Monopole anzunehmen. Es werden nämlich durch den oben gezeichneten Weg sich nicht alle Monopole verhindern lassen.

Ferner gibt es Bereiche in der Wirtschaft, die sich aus Gründen struktureller, technischer oder historischer Art für die Marktform der vollständigen Konkurrenz nicht eignen. Solange man den Wettbewerb nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zur Leistungssteigerung betrachtet, wäre es töricht und jedenfalls mit schweren wirtschaftlichen Verlusten verbunden, sie hier um eines theoretischen Prinzips willen durchsetzen zu wollen. Da sind einmal die natürlichen Monopole zu nennen, vor allem die sogenannten Leitungsmonopole, wie Elektrizität, Gas, Eisenbahn, Wasser. Es ist klar, dass es nicht sinnvoll wäre, mehrere Eisenbahnen nebeneinander zu bauen, nur um der Konkurrenz willen. Dazu gesellte sich jene Gruppe von Unternehmen, bei denen die optimale Betriebsgrösse so hoch liegt, dass ein einziger oder wenige Betriebe genügen, um die Nachfrage zu befriedigen, während mehrere Betriebe nur mit Verlust arbeiten könnten.

Diese Erscheinungen bedürfen einer speziellen Behandlung. Sie sind unvermeidlich, und es muss dafür gesorgt werden, dass sie nicht ungehemmt ihre Monopolstellung zu Lasten der Konsumenten ausbeuten. Sie müssen in die Wirtschaft eingebaut werden, als ob vollständige Konkurrenz bestünde.

c) Die Sicherung des Leistungswettbewerbes

Um eine echte Wettbewerbsordnung zu schaffen, die der „ökonomischen Sachgesetzlichkeit“ entspricht, deren Preismechanismus voll funktioniert und in der dauerndes Gleichgewicht, optimale Bedürfnisbefriedigung und ein Maximum an Freiheit und Gerechtigkeit gewährleistet sind, bedarf es der Aufnahme zweier grundlegender Ordnungsentscheide in die Wirtschaftsverfassung:

1. Schutz des Wettbewerbs;
2. Wahrung seines Charakters als echter Leistungswettbewerb.

Wenn der Kapitalismus gerettet werden soll, so ist es, neoliberal gesehen, höchste Zeit, den Wettbewerb unter Heimatschutz zu stellen. Es muss inskünftig zwischen Wirtschaftsordnung und Wirtschaftsprozess unterschieden werden. Die Ordnung der Wirtschaft ist Sache des Staates, aber innerhalb

dieses Rahmens sollen die Wirtschaftssubjekte völlige Freiheit zur Lenkung des Wirtschaftsprozesses haben.

Die Wirtschaftsordnungsvorstellung, die in den heutigen Wirtschaftsverfassungen, z. B. in der Schweizerischen Bundesverfassung, zum Ausdruck kommt⁹, ging seinerzeit noch von jener klassischen Wirtschaftstheorie aus, die sowohl das Entstehen von Wettbewerb als auch das Funktionieren des Preismechanismus als natürliche Gesetzmässigkeit ansah, die ohne Mitwirkung des Staates vor sich geht. Deshalb wurde dem Einzelnen einfach gegenüber dem Staat Freiheit in der Ausübung seiner wirtschaftlichen Tätigkeit garantiert. Im übrigen sollte die Gewährleistung der Vertragsfreiheit den Privaten ermöglichen, auch die Beziehungen unter sich nach freiem Ermessen zu gestalten. Nachdem sich dieser Automatismus aber als Illusion erwiesen hat, ist auch jene „ordnungsindifferente“ Definition der Wirtschaftsfreiheit als Freiheit von staatlicher Einmischung nicht mehr sinnvoll¹⁰.

Zweifellos bildet die Vertragsfreiheit eine Voraussetzung für das Entstehen von Konkurrenz, aber sie kann, wie die Erfahrung zeigt, auch dazu missbraucht werden, die Konkurrenz zu beseitigen. Vertragsfreiheit und Wettbewerb schliessen sich bis zu einem gewissen Grade aus, und es erweist sich, dass „der Liberalismus sich niemals klar entschieden hat für freie Konkurrenz à tout prix gegen Vertragsfreiheit à tout prix, oder für diese gegen jene“¹¹. Obwohl die Monopole gegen die ursprüngliche Ordnungsvorstellung des Gesetzgebers verstossen und in vielen Fällen sogar faktisch zu einer Aufhebung der Vertrags- und Gewerbefreiheit geführt haben, hat der Staat, getreu dem Grundsatz des laissez faire, nichts gegen sie unternommen und sie sogar in mancher Hinsicht unterstützt.

Wohl anerkennen die Neoliberalen die grundsätzliche Freiheit der Wirtschaft vom Staat, insbesondere die Vertragsfreiheit, als unentbehrliche Grundlage einer freien Marktwirtschaft. Aber diese soll nicht mehr zur Beseitigung des Wettbewerbes missbraucht werden dürfen, ohne den der Preismechanismus seine Aufgabe nicht erfüllen kann. Der Wettbewerb muss als zentrale Institution eines freien Wirtschaftssystems anerkannt und als solche unter Schutz gestellt werden.

„Die Wettbewerbsordnung sollte ein integrierender Bestandteil der Rechtsverfassung sein“¹². Das vom Staate gewollte Ordnungsprinzip des freien Wettbewerbs muss künftig als derjenige Rahmen der Wirtschaftsfreiheit angesehen werden, der von den Privaten nicht gesprengt werden darf.

9) Art. 31 der Bundesverfassung (Handels- und Gewerbefreiheit).

10) Vgl. E. Homburger, a. a. O., S. 54 ff.

11) E. F. Heckscher, Der Merkantilismus, 1. Band, S. 261.

12) W. Eucken, a. a. O., S. 307.

Da sich unbeschränkte Freiheit und freier Wettbewerb bis zu einem gewissen Grade ausschliessen, ist somit eine gewisse Beschränkung der Freiheit unerlässlich¹³. Wir wollen gleich feststellen, wo dies notwendig sein wird:

Der Besitz einer Monopolstellung hängt davon ab, dass der Monopolist imstande ist, die Gegenpartei auf dem Markte, deren Kaufkraft er ausbeuten will, am Ausweichen auf bessere Angebote zu verhindern. Dies setzt wiederum voraus, dass er, was im Grunde dasselbe ist, seine Mitkonkurrenten entweder freiwillig zum Verzicht auf Betätigung ihrer Wettbewerbsfreiheit bewegen kann oder dies andernfalls mit Gewalt zu erreichen imstande ist¹⁴. Diese beiden Möglichkeiten sind mit den Stichworten „Kartell“ und „Monopolkampf“ charakterisiert¹⁵.

„Als Kartell betrachten wir diejenigen Organisationen, welche sich ergeben, wenn Unternehmer gleicher oder sich ergänzender Branchen auf vertraglichem Wege Bindungen eingehen, welche den Zweck haben, die Preisbildung direkt oder indirekt im Sinne einer absoluten oder relativen Besserung des Ertrages zu beeinflussen“¹⁶.

Die Kartelle schalten die Konkurrenz völlig oder weitgehend aus. Wenn Marbach diese Tatsache nicht in seine Definition aufgenommen hat, so deswegen, weil er darin nicht den eigentlichen Zweck, sondern nur das Mittel zum Zweck der Preisbeeinflussung sieht.

Die zweite genannte Möglichkeit, der Monopolkampf, tritt in den Erscheinungsformen von Sperren, Treurabatten, Preisdifferenzierungen, Kampfpreisen usw. auf. Daraus lässt sich bereits ersehen, dass es sich durchwegs um Schädigungs- und Behinderungskampf, d. h. um Nichtleistungskampf, handelt, in dem nicht die echte ökonomische Leistungskraft, sondern einzig die Stärke der wirtschaftlichen Machtposition entscheidet.

Wir haben die Ansichten der Neoliberalen über den Sinn des Wettbewerbs und die Auswirkungen der Monopole nun zur Genüge kennengelernt, um die neoliberale Stellungnahme gegenüber diesen beiden Mitteln des Monopolstrebens erraten zu können. Wie wir gesehen haben, fällt dem Staat die Aufgabe zu, für die Ordnung der Wirtschaft zu sorgen und die Spielregeln aufzustellen, innerhalb derer sich die Privaten frei betätigen können. Da er nun „die tatsächlichen und rechtlichen Bedingungen für das volkswirtschaftlich befriedigende Funktionieren des Konkurrenzsystems zu

13) Vgl. F. Böhm, Ordnung der Wirtschaft, S. 105 ff., sowie Fussnote Seite 9 dieser Arbeit.

14) Vgl. F. Böhm, Wettbewerb und Monopolkampf, S. 3.

15) Der freiwillige Verzicht braucht freilich nicht immer in der Form eines Kartells zu erfolgen, es ist dies aber doch ein häufiger und charakteristischer Fall.

16) F. Marbach, Handwörterbuch der schweiz. Volkswirtschaft, Artikel Kartelle, Seite 17.

schaffen und zu sichern hat“¹⁷, muss er „Entartungserscheinungen“ bekämpfen. In diesem Lichte müssen die beiden grundlegenden Postulate der neoliberalen Monopolpolitik, nämlich das Kartell- und das Monopolkampfverbot, betrachtet werden. Das Verbotsprinzip hat vielerorts gewirkt wie ein Schuss auf hängende Schneemassen. Nach Böhm¹⁸ hat dieser Weg jedoch den grossen Vorzug, eine „klare wirtschaftspolitische Grundentscheidung zu treffen. Nämlich zugunsten eines Wettbewerbssystems“. Im Grunde handelt es sich um einen Standpunktwechsel des Wirtschaftsrechts gegenüber dem Wettbewerb. Bis anhin tolerierte und unterstützte es jene Kräfte, die den Wettbewerb auszuschalten trachteten und damit das Fundament der freien Wirtschaft unterhöhlten. Nun stellt es sich auf die Seite der Anhänger des Wettbewerbes, indem es jenen beiden Hauptwaffen des Monopolstrebens den Rechtsschutz entzieht.

FÜNFTES KAPITEL

Die „vorbeugende Monopolpolitik“

a) Das Kartellverbot

An der neoliberalen Monopolpolitik ist es hauptsächlich das Kartellverbot, das im Kreuzfeuer heftigster Kritik steht. Vor allem wird diesem Vorgehen entgegengehalten, es sei unrealistisch und wolle ein theoretisches Wunschbild verwirklichen. Es geht jedoch den Neoliberalen auch in diesem Falle, soweit man ihren eigenen Aussagen Glauben schenken darf, nicht darum, das Modell der vollständigen Konkurrenz in die Wirklichkeit zu übertragen. „Das wirkliche Ziel ist viel praktischer und lebensnäher: Ein Antimonopolgesetz will soviel Wettbewerb wie möglich, ein Höchstmass von Kompetitivität sicherstellen“¹⁹. Sie erstreben den Wettbewerb also nicht um seiner selbst willen, sondern weil sie ein Höchstmass für volkswirtschaftlich vorteilhaft halten, und zwar auch dann, wenn er nicht vollständig ist im Sinne der Theorie. Ausserdem sollte das Kartellverbot nicht nur als ökonomische Forderung verstanden werden. Vielmehr entspringt es unwillkürlich der neoliberalen Auslegung der Vertragsfreiheit, die nur soweit geschützt werden soll, als sie nicht zur Ausschaltung des Wettbewerbs führt.

17) Vgl. E. Homburger, a. a. O., S. 74.

18) F. Böhm, „Das Kartellproblem“, aus Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 87. Jg., Heft 3, 1951, S. 208.

19) F. Böhm, Der vollständige Wettbewerb und die Antimonopolgesetzgebung, in Zeitschrift „Wirtschaft und Wettbewerb“, Sammelband 1953, S. 178.

Freilich lässt jedoch die Beschaffenheit vereinzelter Märkte, wie die Neoliberalen zugeben müssen, einen völlig ungebundenen Wettbewerb nicht als zweckmässig erscheinen. Infolgedessen wollen z. B. Eucken und Miksch, aber auch Böhm im sogenannten Josten-Entwurf zu einem deutschen Monopolvergesetz differenzierend vorgehen und gewisse Ausnahmen vom generellen Verbot bewilligen. Eucken tritt überhaupt nur für die Auflösung solcher Kartelle ein, die vielköpfig sind und bei denen die Marktverhältnisse so liegen, dass nachher vollständige Konkurrenz entstehen kann²⁰. Damit gibt er auch zu, dass es eben Märkte gibt, auf denen ohne die Kartelle Marktzertrüttung herrschen würde, und dass es somit dort keinen Sinn hat, zur Auflösung zu schreiten, weil dadurch einfach der Nährboden neu geschaffen würde, der zur Bildung der Kartelle führte. Auch Miksch drückt sich ganz ähnlich aus: „Bei den Kartellen, die auf Märkten mit unvollständiger Konkurrenz entstanden sind, würde eine Auflösung nichts helfen. Das Preisbindungsverbot würde umgangen werden. Wenn auch das nicht möglich wäre, würde der Monopolkampf zur Trustbildung führen“²¹. Nach Böhm müsste allerdings das Kartell, das eine Ausnahmegenehmigung wünscht, „durch Übernahme von Verpflichtungen und durch tatsächliches Verhalten die Gewähr dafür bieten, dass seine Wirksamkeit der Gesamtwirtschaft und dem Gemeinwohl positiv nützt. Die Regierung kann die Ausnahmegenehmigung ohne weiteres widerrufen, wenn dies nicht der Fall ist“²².

Da nun ein Kartell offenbar, wenigstens auf sogenannten „gestörten Märkten“, volkswirtschaftlich erwünscht sein kann, mag sich die Frage aufdrängen, ob nicht eine sogenannte „Missbrauchsgesetzgebung“ angemessener wäre. Diese würde von der grundsätzlichen Zulassung der Kartelle ausgehen und nur im Falle eines Missbrauchs der Monopolstellung eingreifen, wobei es im Gegensatz zum Verbotsprinzip Sache der Regierung wäre, nachzuweisen, „dass die Tätigkeit eines Kartells die Gesamtwirtschaft und das Gemeinwohl gefährdet“²³. In dieser unterschiedlichen Verteilung der Beweislast manifestiert sich die volle Tragweite des Unterschieds zwischen den beiden Prinzipien. Hier liegt auch der tiefere Grund, weshalb die Neoliberalen eine von Ausnahmen durchlöchernte Verbotsgesetzgebung und eine Missbrauchsgesetzgebung in ihren Auswirkungen keineswegs für gleichbedeutend halten. Die Bedenken, die sie unter dem Gesichtspunkt der Beweis-

20) W. Eucken, Wettbewerb als Grundprinzip der Wirtschaftsverfassung, in: Schriften der Akademie für deutsches Recht, Heft 6, 1942, S. 40.

21) L. Miksch, Wettbewerb als Aufgabe, S. 121.

22) F. Böhm, Das Kartellproblem, in: Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 1951, S. 209.

23) F. Böhm, Das Kartellproblem, S. 209.

last gegen das Missbrauchsprinzip vorbringen, sind in der Tat nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen.

Als erstes ergibt sich die Schwierigkeit einer Definition des Missbrauchs. Nach Böhm ist es völlig „unmöglich, den Begriff der Gefährdung der Gesamtwirtschaft und des Gemeinwohls ohne Willkür auszulegen, wenn sich das Gesetz nicht klar und eindeutig für ein bestimmtes Wirtschaftssystem ausspricht“²⁴. Wenn also gegenüber dem Verbotsprinzip der Vorwurf erhoben wird, es überantworte dem Monopolamt eine auf Kautschuk geschriebene Machtfülle, so steht dem gegenüber die Tatsache, dass es sich bei einem Monopolgesetz auf Missbrauchsgrundlage ebenso sicher um einen „Gummi-paragraphen“ handeln müsste, der dem politischen Druck der Interessenten schutzlos preisgegeben wäre.

Ein solches Gesetz hätte zwar den Vorteil, eine geringere Bedrohung der Freiheit darzustellen, würde dafür aber Gefahr laufen, schlechterdings wirkungslos zu bleiben.

Als besonders gewiegter Kenner der hier behandelten Probleme kann Rüstow gelten, der sich selbst als einer der Väter der deutschen Missbrauchsgesetzgebung, der Kartellverordnung von 1923 bezeichnet. Er hält es für richtig, dem Kartell selbst die Beweislast für seine Unentbehrlichkeit oder Nützlichkeit zu überbinden, „denn das Kartell ist ja im Vollbesitz aller Beweismaterialien und auch der vertraulichsten und geheimsten Unterlagen, während die Behörde und ihre Beamten als höchst unbeliebte und mit begreiflichem Misstrauen betrachtete Aussenstehende sich ihre Unterlagen, soweit sie ihr nicht von denunzierenden Aussenseitern zugetragen werden, erst mit Mühe beschaffen muss und dabei ganz überwiegend auf den guten Willen des Kartells angewiesen ist, der um so weniger vorhanden sein wird, je wichtiger und belastender das Material ist. Dagegen sind, wie jeder Praktiker weiss, auch noch so weitgehende Gesetzesbestimmungen über Auskunftspflicht im Wesentlichen machtlos“²⁵.

Das Argument, dass die Unternehmer es auf Grund ihrer unvermeidlicherweise viel gründlicheren Branchenkenntnis in der Hand haben, die Beamten einer Kartellbehörde an der Nase herumzuführen, ist gewiss nicht völlig aus der Luft gegriffen. In den meisten Fällen dürfte es den staatlichen Stellen, wie sich in Praxis wiederholt gezeigt hat, schwer genug fallen, wenn nicht unmöglich werden, einem Unternehmer ein monopolistisches Verhalten, etwa in Form überhöhter Preise, nachzuweisen. Es könnte leicht dazu

24) Ebenda, S. 207.

25) A. Rüstow, Die Einstellung des deutschen Unternehmertums zur Kartellgesetzgebung, Referat auf der internationalen Konferenz über das Monopolproblem, Zürich 1953, S. 2.

kommen, „dass nicht der Staat dem Monopol, sondern der Monopolist dem Staate vorschreibt, welche Preis- und Produktionspolitik als die richtige anzusehen ist“²⁶, wobei den Kartellen infolge der amtlichen Deckung noch erheblich das Rückgrat gestärkt würde.

Bestimmend für die Haltung der Ordoliberalen in dieser Frage sind weitgehend die schlechten Erfahrungen mit der deutschen Kartellverordnung über den Missbrauch wirtschaftlicher Machtstellungen von 1923. Diese legalisierte die Kartelle und unterstellte sie der Aufsicht durch das Reich. Im Hinblick auf die Wirksamkeit dieser Staatsaufsicht spricht die Feststellung Euckens Bände, wonach alsbald eine „Flucht der industriellen Wirtschaft aus dem Wettbewerb in den Bereich der Staatsaufsicht und der Kartelle“²⁷ einsetzte. Nicht viel besser lauten aber nach Böhm die Erfahrungen in Amerika, gibt er doch die Ansicht der Amerikaner wie folgt wieder: „Nach spätestens drei Jahren tun die Beamten, was die Manager ihnen vorschlagen, d. h. die Aufsichtsgewalt geht praktisch auf die zu Beaufsichtigenden über“²⁸. Auf Grund solcher Überlegungen gelangen die Neoliberalen hinsichtlich der Brauchbarkeit des Missbrauchsprinzips zu der von Eucken kurz und bündig dargelegten Auffassung: „Eine Monopolkontrolle, die sich gegen den sog. ‚Missbrauch‘ wirtschaftlicher Macht wendet, scheitert“²⁹.

Zu den genannten Erwägungen praktischer Natur treten jedoch bei den Neoliberalen noch solche grundsätzlicher Art. Wie wir gesehen haben, betont nämlich die neoliberale Theorie den institutionellen Charakter des Wettbewerbs, den es infolgedessen zu schützen gilt. „Der Marktteilnehmer darf sich der Wettbewerbsveranstaltung unter keinen Umständen entziehen“³⁰. Da das „wirtschaftsverfassungsrechtliche Grundprinzip“³¹ der Wettbewerbsordnung die „Herstellung eines funktionsfähigen Preismechanismus vollständiger Konkurrenz“ ist, so kann es nach neoliberaler Auffassung nicht der freien Entscheidung der Wirtschaftssubjekte überlassen bleiben, ob sie Wettbewerb treiben oder ihn durch Vereinbarung ausschalten bzw. einschränken wollen.

Wohl steht es demnach den Wirtschaftssubjekten frei, den Wirtschaftsprozess materiell zu bestimmen, nicht aber die Formen des Wirtschaftens, deren Festlegung Sache des Staates ist. In diesem Sinne sagt Eucken³²: „Kartelle berufen sich zu Unrecht auf Vertragsfreiheit, die nicht dazu ge-

26) R. Fischer, Die Wirtschaftspolitik des Dritten Weges, S. 19.

27) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 172.

28) F. Böhm, Die Aufgaben der freien Marktwirtschaft, S. 55.

29) W. Eucken, ebenda, S. 172.

30) L. Miksch, Wettbewerb als Aufgabe, S. 54.

31) W. Eucken, a. a. O., S. 254.

32) W. Eucken, a. a. O., S. 279.

braucht werden darf, um Formen zu schaffen, welche Freiheit und vollständige Konkurrenz ausscheiden.“

Folgen wir fürs erste einmal der neoliberalen Argumentation und kehren wir also zum Verbotsprinzip zurück. Wie sich bald zeigt, ist auch diese Möglichkeit leider nicht frei von Mängeln. Zunächst wirkt das Kartellverbot nur soweit, als die Marktvereinbarungen der Unternehmer auf Vertragsschutz angewiesen sind. Sogenannte Frühstückskartelle, gentlemen's agreements, gary dinners usw. können, obwohl auch verboten, nicht verhindert werden. Immerhin fehlt ihnen jede rechtliche Handhabe zur Durchsetzung der Vereinbarungen und allfälliger Konventionalstrafen. Das Kartell birgt aber noch weitere Gefahren, vorab die drohende Verstärkung der nichtkartellmässigen Machtbildung.

Die Formen der Monopolisierung sind eben äusserst vielgestaltig, und die Kartellierung ist nur eine davon, wenn auch eine besonders weit verbreitete. Sollte aber aus dem Kartellverbot eine Begünstigung der Mammutunternehmen erwachsen, so hiesse das, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Vom soziologischen und sozialpolitischen Standpunkt aus wäre dies infolge der proletarisierenden Wirkung weit schädlicher als die Kartellierung.

Die enorme Tragweite gerade des letzten Einwandes können selbst die Neoliberalen nicht übersehen. Wie wir oben schon festgestellt haben, treten sie deshalb nur dann für die Auflösung von Kartellen ein, wenn die Marktverhältnisse so liegen, dass nachher vollständige Konkurrenz entstehen kann³³. Im übrigen aber lautet ihr Rezept: „Das gesamte Rechtssystem muss so aufgebaut sein, dass alle Umgehungen des Verabredungsverbotess ausgeschlossen werden“³⁴. Das hört sich sehr einfach an, und man vergisst dabei leicht, welch ungeheure Problematik dahinter steckt.

In Wirklichkeit ist die neoliberale Monopolpolitik heute, gerade weil der Schwierigkeitsgrad der oben skizzierten Aufgabe nach und nach erkannt wurde, so ausgerichtet, dass sie hinsichtlich der Kartelle vom Verbotsprinzip, in bezug auf die nichtkartellmässige Machtbildung aber, wie noch zu zeigen sein wird, weitgehend von einer Art Missbrauchsprinzip ausgeht.

So stellt z. B. Böhm fest, eine Verbotsgesetzgebung müsse mindestens ein Kartellverbot und ein Boykottverbot umfassen. Ob man noch weiter gehen und auch andere Techniken der Monopolisierung, wie Unternehmungsver-schachtelung durch Aktienbeteiligung, Verflechtung der Geschäftsführung, Aufkauf von Unternehmen, oder gar jeden Monopolbesitz schlechthin z. B. einfach auf Grund der Grösse des Betriebs, für „gesetzwidrig oder auf-

33) Vgl. oben S. 27.

34) L. Miksch, Wettbewerb als Aufgabe, S. 55.

lockerungsfähig“ erklären soll, betrachtet er erstaunlicherweise bereits als eine Frage, „deren Beantwortung einmal von den besonderen Verhältnissen des Landes, sodann aber auch von den Grenzen des vernünftigerweise ohne Missverhältnis zwischen den aufzuwendenden Mitteln und dem günstigstenfalls zu erwartenden Erfolgs abhängt“³⁵.

Nach Böhms persönlicher Ansicht ist es am zweckmässigsten, das Monopolproblem in zwei Etappen zu lösen. Er schlägt vor, zuerst einmal die erste Etappe in Angriff zu nehmen und mit allen Mitteln durchzusetzen, „im übrigen aber der Regierung ausreichende Informationsrechte zu erteilen und Berichtspflichten aufzuerlegen mit der Weisung, die vom Gesetz noch nicht erfassten Monopolmärkte zu beobachten, Enqueten zu veranstalten und die Öffentlichkeit auf dem Laufenden zu halten“³⁶. Erst nach erfolgreicher Zurückdrängung dieser leichter zu erfassenden Techniken der Monopolisierung könne man hoffen, in der zweiten Etappe die sehr viel schwierigeren Probleme anzupacken, vor die uns die anderen Formen der Monopolisierung stellen.

Ein solches Vorgehen mag sich in der Praxis aufdrängen, und man kann sich angesichts dessen auf den Standpunkt stellen, jede auch nur teilweise Auflockerung von Machtstellungen und Belebung des Wettbewerbs sei zu begrüßen. Indessen sind gegenüber einer Monopolpolitik, die nicht gleichzeitig mit dem Erlass eines Kartellverbotes wirksame Massnahmen gegen die übrigen Monopolgebilde, wie z. B. Konzerne und Trusts, ergreift, berechtigte Bedenken am Platze.

Eine solche Politik verstösst nicht nur, indem sie die nichtkartellmässigen Monopolisierungsformen privilegiert, gegen die Gerechtigkeit, sondern führt unweigerlich, wie schon unterstrichen wurde, zu einer in jeder Hinsicht unerwünschten Verstärkung der kapitalmässigen Machtkonzentration.

Item, so stichhaltig auch die seitens der Neoliberalen gegen das Missbrauchsprinzip vorgebrachten Einwände in manchen Punkten zweifellos sind, so fraglich muss es trotzdem einem realistisch denkenden Menschen erscheinen, ob damit bereits ein Kartellverbot zu rechtfertigen sei. Dies gilt insbesondere dann, wenn man sich vor Schwarzweissmalerei zu hüten sucht und die Kartelle dementsprechend nicht in Bausch und Bogen verdammt, sondern ihnen neben unbestreitbaren Missbräuchen auch volkswirtschaftlich erwünschte Wirkungen zubilligt. Zwar ist eine objektiv richtige Beurteilung der volkswirtschaftlichen Auswirkungen sicherlich als dornenvolle Angelegenheit zu bezeichnen, und manche Aspekte, wie z. B. der konjunktur-

35) F. Böhm, Das Kartellproblem, 1951, S. 210.

36) Ebenda.

politische, müssen überdies noch als durchaus ungeklärt gelten. Indessen glauben wir hier die Feststellung wagen zu dürfen, dass die positive Seite der Kartelle so wenig zu leugnen ist wie die negative.

Im übrigen wollen wir uns an dieser Stelle mit dem Hinweis begnügen, dass jedenfalls für die Schweiz, einmal aus politischen Gründen, aber auch aus jener für eine geordnete Entwicklung entscheidenden Forderung heraus, die wir im Anschluss an Wagner mit „Wahrung der Kontinuität“³⁷ umschreiben wollen, ein Kartellverbot wohl völlig ausser Frage steht. Wir wollen dies jedoch in einem späteren Kapitel eingehender darlegen³⁸.

Allerdings gelten die angetönten politischen Grenzen wohl ebenso sehr für eine Missbrauchsgesetzgebung, hinsichtlich deren minimaler Wirksamkeit keine Illusionen bestehen sollten. Der Hauptzweck eines solchen Gesetzes würde höchstwahrscheinlich darin bestehen, die Wellen der öffentlichen Meinung zu glätten.

Vielleicht hat Rüstow nicht so unrecht, wenn er meint, dieser Unwirksamkeit verdanke ja die Missbrauchsgesetzgebung ihre Beliebtheit im Unternehmerlager³⁹.

b) Das Monopolkampffverbot

Eine wirtschaftliche Machtstellung kann sich in durchaus systemgerechter Weise, z. B. auf Grund echter leistungsmässiger Überlegenheit, entwickeln und verteidigen lassen. Allerdings wird bei einer Beschränkung auf das Mittel des echten Leistungswettbewerbes der Inhaber einer solchen Stellung keinen Monopolgewinn erzielen können, weil sich sonst in seinem Schatten sofort Aussenseiter ausbreiten würden, die ihn allmählich überflügeln könnten. Im allgemeinen würde ein solches Monopol denn auch nicht von langer Dauer sein, es sei denn, es stütze sich auf besondere Vorteile, wie z. B. ausserordentlich günstigen Standort, oder eine besonders hohe optimale Betriebsgrösse, oder etwa ein Patent, die ihm einen leistungsmässigen Vorsprung vor seinen Konkurrenten verschaffen.

Wenn aber dieser „systemgerechte“ Weg nicht gangbar ist oder zu beschwerlich erscheint, wenn wir ferner die sicher nicht wirklichkeitsfremde Annahme machen, dass die Unternehmer den einmal erreichten Markteinfluss

37) Vgl. V. F. Wagner, Nachkriegsprobleme der schweizerischen Volkswirtschaft, in: Zeitschrift für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft, 1942.

38) Vgl. unten, 8. Kapitel, Grenzen der Antimonopolpolitik.

39) Vgl. A. Rüstow, Die Einstellung des deutschen Unternehmertums zur Kartellgesetzgebung, Zürich 1953, S. 2.

zu ihren Gunsten ausnützen wollen, so genügt das Mittel des Leistungswettbewerbes nicht. Derjenige, der eine Monopolstellung anstrebt oder ausnützen will, muss, da er dieses Ziel im freien Wettstreit nicht erreichen könnte, in der Lage sein, eventuelle Konkurrenten an der Betätigung ihrer Konkurrenzfreiheit zu verhindern⁴⁰. Dies kann mehr oder weniger freiwillig erfolgen, z. B. durch kartellmässige Vereinbarungen oder gegebenenfalls mit Gewalt, eben mit den Mitteln des sogenannten Monopolkampfes. Dieser umfasst eine ganze Reihe von typischen Massnahmen, die darauf abzielen, den Konkurrenten auf leistungswidrige Weise zu schädigen oder zu vernichten⁴¹. Darunter fallen Sperren (Boycott), Treurabatte, Abriegelungskäufe, Kampfpreise zwecks systematischer Unterbietung, Preisdifferenzierung usw.

Solche und ähnliche Methoden werden vor allem auch von Kartellen und kartellähnlichen Wirtschaftsverbänden angewendet zur Aufrechterhaltung des sogenannten inneren und äusseren Organisationszwanges. Im Kampf gegen Aussenseiter sind es ausser den genannten Mitteln vornehmlich die Unterbindung von Krediten sowie die Aufkauf von Produktionsstandorten, mit denen der Widersacher gefügig gemacht oder wirtschaftlich ruiniert werden soll.

Die Aufrechterhaltung der Disziplin unter den Mitgliedern wird dagegen in erster Linie mittels Konventionalstrafen, Hinterlegung von Sicherheiten, Androhung des Ausschlusses oder des Entzugs von Kartellvorteilen zu sichern gesucht.

Diese Praktiken müssen nach neoliberaler Ansicht ebenfalls schlechthin verboten werden.

„Die erste und wesentlichste jener soziologisch-institutionellen Bedingungen, denen in Wahrheit das wohltätige Walten des Marktmechanismus unterliegt, ist die Ausschaltung jeder Behinderungskonkurrenz und die strenge Beschränkung der Marktfreiheit auf reine Leistungskonkurrenz“⁴². Dadurch wird der Monopolbildung eine Hauptstütze entzogen, und den bestehenden Machtstellungen ist es nicht mehr möglich, sich anders als durch echten Überflügelungswettbewerb zu halten. Es geht dabei nicht nur um den Schutz des Wettbewerbes an und für sich, sondern ebenso sehr um die Wahrung seines Charakters als Leistungswettbewerb. Dieser ähnelt einem Wettlauf,

40) Vgl. oben S. 25.

41) F. Böhm, Wettbewerb und Monopolkampf, S. 195, spricht von „Nichtleistungskampf durch Störung, Behinderung und Schädigung des Konkurrenten“, wobei die „legitimierende Qualität die Verfügung über die äussere Möglichkeit und innere Fähigkeit ist, den Konkurrenten auf andere Weise als durch Überflügelung stören, behindern und schädigen zu können“.

42) A. Rüstow, Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus, S. 68.

wobei sich die Kräfte nicht im Kampf gegeneinander aufreiben, sondern sich parallel nebeneinander messen, so dass jede einzelne Leistung, auch die weniger erfolgreiche, der Gemeinschaft voll zugute kommt⁴³. Im Gegensatz hiezu ist der Monopolkampf reiner Schädigungs- und Vernichtungskrieg, in dem enorme wirtschaftliche Energien nutzlos verpufft werden. Ein solcher „Behinderungswettbewerb“⁴⁴ widerspricht somit offensichtlich dem volkswirtschaftlichen Sinn des Wettbewerbes.

Von diesen rein materiellen Gesichtspunkten, die dem Postulat der optimalen Güterversorgung entgegenlaufen, abgesehen, wird auch die Gerechtigkeit⁴⁵ tangiert, und zwar sowohl im Hinblick auf die gerechte Berufsauslese als auf die Entlohnung gemäss produktivem Beitrag. Der wirtschaftliche Erfolg hängt schlechthin nicht mehr von der Leistung ab, sondern einzig vom Grad wirtschaftlicher Macht. Damit wird der Marktwirtschaft die letzte ethische Grundlage entzogen, so dass es immer fraglicher erscheint, ob sie sich auf die Dauer moralisch und politisch rechtfertigen und halten lässt. In diesem Sinne schreibt auch Miksch⁴⁶: „Zwar liegt der Wettbewerb nicht primär im Interesse der Unternehmer, er liegt vielmehr im Interesse des Konsumenten, des Angestellten und des Arbeiters, aber die Unternehmerseite müsste sich zumindest im klaren darüber sein, dass sie ihr eigenes Grab gräbt, wenn sie es unterlässt, das Konkurrenzsystem so leistungsfähig und so sozial wie möglich zu machen.“

Auch das Monopolkampffverbot schafft natürlich die Monopole nicht aus der Welt. Es bildet zwar eine wirksame Ergänzung zum Kartellverbot und findet seinerseits in ihm einen Verbündeten im Kampf gegen die Monopole. Aber ähnlich wie dort, so bestehen auch hier schwache Stellen. Das Kartellverbot bleibt gegenüber Geheimabreden wirkungslos und birgt die Gefahr der einseitigen Begünstigung der Trusts und Konzerne in sich.

43) F. Böhm, *Ordnung der Wirtschaft*, S. 124: „Der wirtschaftliche Wettbewerb ist nicht ein Kampf Mann gegen Mann, sondern ein Wettlauf, d. h., die Leistungskraft der Beteiligten wird nicht, wie etwa beim Duell, Ring- oder Boxkampf oder beim Krieg in aufeinanderprallender, sondern in paralleler Richtung eingesetzt, der Sieg darf nicht durch Überwältigen, sondern nur durch Überflügeln des Gegners erfochten werden (Parallelkampf). Alle im Wettbewerb aufgewendeten Anstrengungen, auch diejenigen der weniger erfolgreichen Konkurrenten, sollen der Gesamtheit zugute kommen; mit diesem Ziel würde ein Kampfrecht, das die unmittelbar schädigende Einwirkung der kämpferischen Leistungskraft des einen auf die Leistungskraft des anderen zuliesse, nicht in Einklang stehen.“

44) W. Eucken, *Grundsätze der Wirtschaftspolitik*, S. 267, der Ausdruck stammt ursprünglich von Nipperdey, wird aber viel bei Böhm verwendet.

45) Siehe oben, Einleitung, S. 6.

46) L. Miksch, *Der Schutz des Wettbewerbes in der sozialen Marktwirtschaft*, Bericht einer Arbeitstagung, einleitendes Referat, Frankfurt a. M. 1950, S. 17.

Das Monopolkampfverbot wirkt ebenfalls nicht immer so, wie es zu wünschen wäre. Insofern nicht die Regierung oder eine Monopolaufsichtsstelle von sich aus vorgeht, sondern erst auf die Klage der bedrohten Unternehmer hin, so besteht die Gefahr, dass es jene aus Furcht vor Repressalien nicht wagen, ihr Recht in Anspruch zu nehmen.

Ebenfalls wäre es denkbar, dass die Justiz in gewissen Fällen zu langsam arbeitet und einen Unternehmer nicht mehr vor der Vernichtung retten kann. Ferner wird auch die Verhinderung weiterer Monopolbildung nur teilweise gelingen, weil sich das Monopolstreben vermehrt der friedlichen Verschachtelungstechnik und Beteiligungsmöglichkeiten bedienen wird, wie sie das positive Recht zumeist eröffnet. Namentlich das Gesellschaftsrecht, insbesondere das Aktienrecht und das Recht der G.m.b.H., lassen allerhand für Kombinationen, Beteiligungen, Vereinheitlichung der obersten Leitung usw. zu. Diese Massnahmen werden vom Monopolkampfverbot nicht erfasst und brauchen auch nicht notwendigerweise immer in monopolistischer Absicht angewendet zu werden.

Soweit endlich der Monopolkampf weiterhin in Erscheinung tritt, fragt es sich, ob sich ein solcher Verstoss immer beweisen lässt. Vielleicht wird dies z. B. im Falle des Boykotts nicht einmal schwierig sein, ganz sicher aber sind diejenigen nicht zu beneiden, die im einzelnen Falle zu entscheiden haben, wo die normalen Wettbewerbspreise in Kampfpreise übergehen. Nach van Dam kann im Prinzip als Leistungswettbewerb „nur diejenige Preisunterbietung angesehen werden, die, kaufmännisch auskalkuliert, die Kosten-
grenze berücksichtigt“⁴⁷. Immerhin seien Ausnahmen von dieser Regel dann anzuerkennen, wenn der Unterbietung zu Verlustpreisen „ein im anständigen Geschäftsverkehr anerkannter gewerblicher oder privater Zweck zugrunde liegt“ oder ein „berechtigtes Abwehrinteresse“ gegeben ist⁴⁸. Auch Miksch vertritt die Auffassung, der Verlustpreisverkauf im Anpassungswettbewerb dürfe keinesfalls untersagt werden. „Ein solches Verbot wäre für die Wettbewerbsordnung untragbar, weil die Ausschaltung der leistungsschwachen Unternehmer sich auf Grund der Fixkostenstruktur der modernen Wirtschaft nur über den Verlustverkauf vollziehen kann und der Verlust vom Standpunkt der Wettbewerbsmoral als das unentbehrliche Korrelat zum Gewinn angesehen werden muss. *Von diesem Standpunkt aus ist der Verlustverkauf im Anpassungswettbewerb auch mit dem Leistungsprinzip durchaus vereinbar*“⁴⁹.

47) Van Dam: Preisunterbietungen als Missbrauch wirtschaftlicher Macht und als unzulässiger Wettbewerb, Basel 1935, S. 60.

48) Ebenda, S. 63.

49) L. Miksch, Wettbewerb als Aufgabe, S. 59.

Es sind im allgemeinen zwei Dinge, die den beiden neoliberalen Hauptpostulaten zur Monopolpolitik entgegengehalten werden. Einmal die Tatsache, dass ihnen letzten Endes doch nur ein halber Erfolg beschieden sein wird. Hiezu muss, obwohl die Möglichkeiten der Monopolbekämpfung noch lange nicht ausgeschöpft sind, freilich gesagt werden, dass keine Monopolpolitik, wie immer sie auch geartet sein möge, die Monopole gänzlich zum Verschwinden bringen wird. Es wird demzufolge auch in der Wettbewerbsordnung, wie die Neoliberalen anerkennen, zweifellos eine Anzahl von ihnen geben, die sich nicht vermeiden lassen. Diese werden jedoch bei Befolgung sämtlicher „konstituierender und regulierender Prinzipien“⁵⁰ auf ein Minimum beschränkt sein, so dass sie einerseits, volkswirtschaftlich gesehen, keinen grossen Schaden mehr stiften können und andererseits auch die ungemein mannigfaltigen und schwierigen Probleme einer Monopolkontrolle nunmehr auf einen zu bewältigenden Umfang reduziert sind.

Der zweite Einwand richtet sich gegen das starre Verbotsprinzip, namentlich in bezug auf die Kartelle. Wir haben diesen Punkt bereits gestreift⁵¹ und haben dargelegt, dass man tatsächlich nicht alle Kartelle über einen Leisten schlagen kann, weshalb die Neoliberalen Ausnahmen vom generellen Verbot ins Auge fassen. Wir haben ebenfalls gesehen, weshalb sie sich nicht zur Abkehr vom Verbotsprinzip entschliessen können. Es ist in ihren Augen nicht dasselbe, ob man z. B. die Kartelle grundsätzlich erlaubt und ausnahmsweise gegen sie vorgeht oder ob man sie verbietet und in Einzelfällen zulässt⁵². Zudem besteht nach neoliberaler Ansicht sogar bei der Verbotsgesetzgebung die Gefahr, dass die Kartellinteressenten durch das Hintertürchen der Ausnahmen alles zur blossen Druckerschwärze werden lassen, um so mehr gilt dies von der Missbrauchsgesetzgebung.

Item, es mag sein, dass das Verbot vielfach umgangen wird oder gar dank seiner Starrheit Schaden stiftet, jedenfalls ist es aber im Rahmen der neoliberalen Theorie ganz einfach undenkbar, dass der Staat die Ausschaltung des Wettbewerbs aktiv unterstützen soll, indem er diese rechtlich schützt.

50) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 297/298.

51) Siehe oben S. 26 f.

52) Siehe oben S. 27; vgl. hiezu auch die Ausführungen von Möhring, Ulmer, Miksch in „Der Schutz des Wettbewerbs in der sozialen Marktwirtschaft“, Tagungsprotokoll, S. 61/62.

c) Die Wirtschafts- und Rechtspolitik

Der Grund, weshalb sich die Monopolstellungen im Laufe der Zeit so stark vermehren und festigen konnten, ist nach der Meinung der Neoliberalen nicht so sehr in einer auf ökonomischen, technischen und sozialen Ursachen beruhenden Entwicklung zu suchen, die „ihren unausweichlichen Fortgang nehmen wird“⁵³, sondern vor allem auf die Privilegierung der Monopole durch die gesamte Rechts- und Wirtschaftspolitik des Staates, im besonderen mittels Steuervergünstigungen, Haftungsbeschränkungen, Schutz-zöllen, Patent- und Markenschutz usw. zurückzuführen. „Wahrscheinlich gäbe es heute wenige Monopole auf der Welt“, so schreibt Röpke, „wenn nicht der Staat aus mannigfachen Gründen das ganze Gewicht seiner Autorität, seiner Rechtsprechung und seiner bewusst oder unbewusst monopolfreundlichen Wirtschaftspolitik gegen die natürliche Gravitation zur Konkurrenz aufgeboten hätte“⁵⁴.

In der Tat steht es ganz ausser Zweifel, dass die Aufgabe, den Leistungswettbewerb zu fördern und zu schützen, nicht allein durch ein Spezialgesetz gelöst werden kann, das die Bekämpfung und Überwachung konkurrenzbeschränkender wirtschaftlicher Machtstellungen zum Ziele hat. Ein solches Gesetz kann vielmehr, wenn es Aussicht auf Erfolg haben soll, nur ein Teilstück der gesamten wirtschaftlichen und rechtlichen Verfassung bilden, die in allen Einzelheiten auf die Gesamtentscheidung zugunsten einer Wettbewerbsordnung abgestimmt sein muss. Die Neoliberalen verlangen, gerade weil sie die Misserfolge der bisherigen Bekämpfung wirtschaftlicher Machtstellungen weitgehend aus der Nichtbeachtung dieses Grundsatzes erklären, eine einheitliche Wirtschaftsverfassung, auf die alle Massnahmen in Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung Bedacht zu nehmen haben. Eucken und Miksch betonen ganz besonders die Notwendigkeit, dass Verwaltung und Rechtsprechung sich ebenfalls der wirtschaftlichen Gesamtentscheidung unterordnen. Miksch hält es für notwendig, alle Ressorts unter einem einheitlichen wirtschaftspolitischen Gesichtspunkt zusammenzufassen und der höheren Verwaltungsbürokratie zum Bewusstsein zu bringen, dass jede Massnahme, ob sie auf dem Gebiet der Verkehrspolitik, der Finanzpolitik, der allgemeinen Wirtschaftspolitik oder der Agrarpolitik liegt, sämtliche Gebiete verfassungsmässig berührt⁵⁵.

53) E. Salin, zitiert bei Eucken, a. a. O., S. 153.

54) W. Röpke, *Civitas Humana*, S. 298, ferner *Gesellschaftskrisis*, S. 368, und Rüstow, *Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus*, S. 70.

55) L. Miksch, *Der Schutz des Wettbewerbs*, S. 24.

Im Hinblick auf die Rechtsprechung stellt Eucken⁵⁶ fest, dass zwar der Gesetzgebung in erster Linie zufalle, die Einheit der Wirtschaftspolitik durch die Koordination der einzelnen wirtschaftspolitischen Akte zu gewährleisten. Aber die Rechtsprechung spiele hierbei eine unentbehrliche und selbständige Rolle. Die Kartellpolitik Deutschlands zeige, wie gerade an die Rechtsprechung neue Probleme zuerst herantreten, weshalb sie oft vorausgegangen sei. So bildeten z. B. die berühmten Urteile des Reichsgerichts von 1890 und 1897, welche die Kartellverträge und Marktpreisbindungen sowie den Kartellzwang (Sperrung) für zulässig erklärten, die Basis, auf der die Kartellgesetzgebung der nächsten Jahrzehnte aufbaute, und erwiesen sich deshalb als wirtschaftspolitische Akte von eminenter Bedeutung⁵⁷.

Eine Ausrichtung der Rechtsprechung an den Grundsätzen der Wirtschaftsordnung dürfte aber nur dann möglich sein, wenn die Richter etwas von wirtschaftlichen Belangen verstehen. Nur dann wird der Richter in unvorhergesehenen Grenzfällen die nationalökonomisch richtigen Entscheidungen zu treffen imstande sein, wenn er die gesamtwirtschaftlichen Zusammenhänge in einer solchen Wettbewerbsordnung zu würdigen weiss. Ob sich aber ein solch grundlegender Wandel von heute auf morgen vollziehen lässt?

Zu einem erheblichen Teil führen die Neoliberalen die Monopolbildung zunächst auf die Einengung der Märkte durch die protektionistische Wirtschaftspolitik, insbesondere auf die Hochschutzzölle, zurück. Sie fordern den allmählichen Übergang zu einer freiheitlicheren Handelspolitik. Im übrigen richtet sich das Augenmerk der neoliberalen Theoretiker vornehmlich auf die Fragen der Steuerpolitik, der Haftungsbeschränkung, des Patentrechts und des Markenschutzes, die im folgenden einer eingehenden Darstellung unterzogen seien.

aa) Steuersystem und Wettbewerbsordnung

Im Hinblick auf den Wettbewerb kommt der staatlichen Steuerpolitik erhebliche Bedeutung zu. Gerade auf diesem Gebiet macht sich nach neoliberaler Ansicht jedoch jener verderbliche „Punktualismus“ am ausgeprägtesten bemerkbar, der nur ein bestimmtes Ziel, nämlich in diesem Fall die Deckung des staatlichen Finanzbedarfes, im Auge hat ohne Rücksicht auf schädliche Nebenwirkungen. Die „wirtschaftswidrigen Ungereimtheiten unse-

56) Vgl. W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 306/307.

57) Vgl. hiezu auch F. Böhm, Das Reichsgericht und die Kartelle, Ordo-Band I, 1948, S. 197 ff.

res Steuersystems“⁵⁸ führen nicht nur vielfach zu einer Lähmung des Erwerbsstrebens und zur Verdrängung des Prinzips der sparsamsten Wirtschaftsführung durch dasjenige der grösstmöglichen Steuerersparnis, sondern sie fördern vor allem die Konzentration. In Übereinstimmung mit dieser von sämtlichen Neoliberalen vertretenen These schreibt Böhm: „Wenn wir uns die Mühe machen, unser bestehendes Steuersystem so zu reformieren, dass die Steuern Unternehmungen jeder Rechtsform und jeder Grösse und Zusammensetzung völlig gleichmässig treffen, dann würden sich sehr viele Konzerne und Grossbetriebe aus ihrem eigenen wohlverstandenen Rentabilitäts- und Wettbewerbsinteresse *freiwillig* entschachteln. Es würde sich zeigen, dass in sehr vielen Fällen die Zusammenfassung von Betrieben und sehr grosse Betriebsgrössen wirtschaftlich weniger leistungsfähig sind als selbstständige und kleinere Betriebe“⁵⁹.

Zur Illustration wird vor allem immer wieder auf die Umsatzsteuer verwiesen, deren konzentrationsfördernde Wirkung hier an Hand eines Beispiels erläutert sei: Es mag z. B. für eine Automobilfabrik an und für sich viel vorteilhafter sein, gewisse Einzelteile nicht selbst zu fabrizieren, sondern sie von einer Spezialfirma zu beziehen. Wenn nun aber die Umsätze zwischen solchen arbeitsteilig verbundenen Betrieben mit einer ins Gewicht fallenden Umsatzsteuer belastet werden, so wird zuletzt entweder der Zusammenschluss aus Gründen der Steuerersparnis erzwungen oder die Automobilfabrik beginnt mit der Eigenfabrikation dieser Einzelteile, weil die Vorteile der Arbeitsteilung durch die Umsatzsteuer aufgehoben, ja in ihr Gegenteil verkehrt werden.

Aber auch die übrigen Steuern wirken vielfach konzentrationsfördernd. So können insbesondere die Einkommens- und Körperschaftssteuern den Übergang zur vermehrten Eigenproduktion ähnlich dem obigen Beispiel provozieren, weil versucht wird, den Steuerdruck durch möglichst ausgedehnte Investitionen und Abschreibungen zu mildern⁶⁰.

Gegenstand der neoliberalen Kritik bildet sodann die heute in allen Ländern zur Anwendung gelangende Steuerprogression. Allerdings ist dieser Punkt wettbewerbspolitisch weniger relevant. Die Gefahr wird mehr darin gesehen, dass die Bereitschaft der Unternehmer, Risiken zu laufen, schwindet. Eine solche Behinderung von Neuinvestitionen ist aber gemäss der Interdependenz der wirtschaftlichen Erscheinungen wohl auch wettbewerbspolitisch nicht völlig gleichgültig, wie die verstärkte Konzentrationstendenz in Krisenzeiten zu bestätigen scheint.

58) F. Böhm, Die Aufgaben der freien Marktwirtschaft, S. 58.

59) F. Böhm, Die Aufgaben der freien Marktwirtschaft, S. 58.

60) Vgl. hiezu Hayek, Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 168 vom 23. 7. 1953 sowie Zeitschrift „Wirtschaft und Wettbewerb“, Sammelband 1953, S. 625.

Eucken⁶¹ warnt deshalb vor einer Übertreibung der Steuerprogression, billigt ihr aber doch einen sozialen Sinn zu, weil sie den Verteilungsprozess im Rahmen der Wettbewerbsordnung zu korrigieren vermag. Hayek⁶² äussert konjunkturpolitische Bedenken und macht ausserdem geltend, „dass die Progressivität den Aufstieg junger Unternehmerpersönlichkeiten verhindert“. Dem wird von Pohmer⁶³ in einem interessanten Beitrag zur Frage der Interdependenz von Steuersystem und Wirtschaftsordnung entgegengehalten, dass es wohl kaum die aufsteigenden, jungen Unternehmerpersönlichkeiten seien, die davon betroffen werden, denn die höchsten und dementsprechend am meisten belasteten Einkommen dürften heute aus dem beträchtlichen Vermögensbesitz, der in Grossbetrieben investiert sei, stammen. Berücksichtige man nun, dass mit steigendem Einkommen das Gesetz vom abnehmenden Grenzhang zum Verbrauch wirksam werde, so erweise sich die *Progression vom Standpunkt der Wirtschaftsordnung als notwendiger Schutz des Wettbewerbs*. Diese These begründet Pohmer folgendermassen: Wenn auch der Prozess der Vermögensakkumulation nicht selbständig zur wirtschaftlichen Macht führe, so liege doch der Gedanke nahe, dass jeder Vermögenszuwachs gerade bei den grössten Einkommensbeziehern zum Ausbau von meist bereits bestehenden Machtstellungen, die den Leistungswettbewerb gefährden, benützt werden. Deshalb wirke die Progression konzentrationsbeschränkend, und die Tarifpolitik müsse daher zwischen einer diesem Zweck entsprechenden und einer leistungslähmenden Gestaltung den mittleren Weg suchen, wenn sie den Erfordernissen der sozialen Marktwirtschaft gerecht werden wolle. Pohmer befürwortet infolgedessen eher eine Abflachung der Progression, speziell in den mittleren Einkommensstufen, und eine Belassung des Plafonds.

bb) Der Markenartikel

Die Bedeutung des Markenartikels im Rahmen unseres Themas besteht darin, dass er sich auf ein sogenanntes „Meinungsmonopol“ stützt, das aus der mangelnden Marktübersicht der Konsumenten entsteht. Das Warenangebot ist heute so vielfältig und umfangreich, dass es für den letzten Verbraucher schwer hält, sich ein Urteil zu bilden über die Qualität der an-

61) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 300.

62) F. A. Hayek, Die Ungerechtigkeit der Steuerprogression, in: Schweizerische Monatshefte, 32. Jg., Heft 8, November 1952, S. 7.

63) Pohmer, Steuersystem und Wirtschaftsordnung, Finanzarchiv, Band 15, Heft 3, 1955, S. 295 ff.

gebotenen Ware und namentlich über das Verhältnis zwischen Preis und Qualität. Der Gesetzgeber hat dieser Warenunkennntnis Rechnung zu tragen versucht durch Schaffung von Mass- und Gewichtsgesetzen, Rabatt- und Zugabeverordnungen, Regelung der Ausverkäufe und Sonderveranstaltungen, Lebensmittelgesetze usw. Aber auch die Unternehmer haben diese Achillesferse der Verbraucher erkannt, wie die Schaffung des Markenartikels beweist. Dieser kennzeichnet sich durch einen festen Preis und durch das Bestreben, mittels ausgedehnter Reklame die Verbraucher von der gleichbleibenden und überlegenen Qualität der angebotenen Ware zu überzeugen. Der Anbieter kommt so in den Genuss einer Monopolstellung, die, obwohl nur auf Suggestion beruhend, dennoch ähnliche Wirkungen zeitigt wie ein echtes Monopol. Meyer⁶⁴ weist darauf hin, dass jeder Hersteller von Markenartikeln, weil er zumindest seinen Erzeugerpreis setzt, notwendigerweise Marktstrategie treibe. Somit könne es ein Markenartikelangebot in der Angebotsform der vollständigen Konkurrenz nicht geben, sondern die praktisch möglichen Formen reichten vom Teiloligopol bis zum Monopol. Es entstehe also hier kein Marktpreis, sondern ein Monopolpreis, den der Fabrikant innert gewisser Grenzen bestimmen könne.

Eine unerfreuliche, auf der speziellen Konstruktion des Markenartikels beruhende Wirkung besteht nach Miksch darin, „dass nicht nur die Werbung, sondern auch die Zurichtung und Verpackung, die Lagerhaltung, die technische Beratung auf den Produzenten übergeht“⁶⁵, wodurch die Arbeit des Handels innerlich ausgehöhlt werde. Miksch sieht die Lösung dieses Problems in folgendem: „Der Einzelhandel müsste eine Organisation entwickeln, die es ihm ermöglicht, als eine in vollständiger Konkurrenz organisierte Marktseite der Industrie gegenüberzutreten, um eine einheitliche und elastische Preisbildung herbeizuführen und den direkten Einfluss der Industrie auf die Verbraucherschaft durch die eigene Kundenberatung zu ersetzen. Die Preisbindungen der zweiten Hand müssten grundsätzlich untersagt, die Herstellung eines unmittelbaren Verhältnisses zwischen Erzeuger und Konsumenten durch die Werbung unmöglich gemacht werden“⁶⁶. Röpke dagegen sucht das Heilmittel im Hinblick auf das Markenwesen vorwiegend auf juristischem Gebiet, „wo Recht und Rechtsprechung die Gefahr blossen Monopolschutzes vermeiden müssten“⁶⁷.

Im weiteren legt er besonderen Nachdruck auf die Frage der Reklame. Zur Bekämpfung der Meinungsmonopole schlägt er eine Reform des

64) Ordo, Band VI, F. W. Meyer, Warum feste Preise für Markenartikel?

65) L. Miksch, Wettbewerb als Aufgabe, S. 169.

66) Ebenda, S. 173.

67) W. Röpke, Gedanken eines Volkswirtschafters über die Reklame, in: Schweizer Monatshefte, Nr. 4/5, 1945, S. 285.

Reklamewesens vor und wirft den Gedanken der Festsetzung einer absoluten oder relativen obersten Grenze des erlaubten Reklameaufwandes für jedes Unternehmen in die Diskussion⁶⁸. Im übrigen betont Röpke wiederholt die Notwendigkeit einer neutralen Aufklärung der Konsumenten, eine Aufgabe, der sich sowohl die Schule und die öffentliche Hand als auch die Hausfrauenverbände annehmen sollten⁶⁹. Im gleichen Sinne tritt Rüstow auch unter kulturpolitischem Gesichtspunkt für radikal durchgreifende Massnahmen in bezug auf die Reklame ein. Er fordert ein „völliges Verbot aller derjenigen Formen der Reklame, die nur für Grossfirmen erschwinglich sind und deren völlig unproduktive Kosten schliesslich auf die einer fast unwiderstehlichen Suggestion unterworfenen Käufer überwältzt werden“⁷⁰. Eucken nennt ebenfalls den Markenschutz, die Preisbindung der zweiten Hand und die Suggestionsreklame als entscheidende Ursachen der Durchsetzung der modernen Wirtschaft mit Monopolen und Oligopolen. Hier liegt nach seiner Auffassung ein wichtiger Ansatzpunkt für eine Wirtschaftspolitik, die auf die Realisierung der Wettbewerbsordnung gerichtet ist⁷¹.

Die Neoliberalen schreiben dem Meinungsmonopol weitgehend die nämlichen volkswirtschaftlichen Wirkungen zu wie dem durch echte Betriebskonzentration geschaffenen Monopol. Im Gegensatz hiezu wird auf nicht neoliberaler Seite zwar dem Markenartikel zumeist ein gewisser Monopolcharakter nicht abgesprochen, jedoch im Hinblick auf die Schädlichkeit der Auswirkungen sowie die zu ergreifenden Gegenmassnahmen wesentlich milder geurteilt. So zählt z. B. Lisowsky⁷² neben den natürlichen, rechtlichen und wirtschaftlich-technischen auch das psychologische Monopol zu den möglichen Komponenten des betrieblichen Monopols. Obwohl also die Monopolstellung einer Markenware völlig autonom bestehen könne, so sei es in der Praxis doch zumeist so, dass sich das Meinungsmonopol mit sonstiger Monopolmacht paare. Weiter unterstreicht er, das spezifische Markenmonopol als Produkt der öffentlichen Meinung, also als psychologisches Monopol, liege denn doch auf einer anderen Ebene als die ersten drei Kategorien und sei nicht als echtes und eigentliches Monopol anzusprechen.

Zur Frage der überhöhten Preise macht Lisowsky darauf aufmerksam, dass das Argument, es stehe dem höheren Preis keine sachliche Wertsteigerung

68) Ebenda, S. 283. Auch H. C. Simons fordert „limitation upon the squandering of our resources in advertising and selling activities“, *Economic Policy for a Free Society*, Chicago 1948, p. 57.

69) W. Röpke, *Gesellschaftskrisis*, S. 374 und 398 f.

70) A. Rüstow, *Zwischen Kapitalismus und Kommunismus*, Ordo, Bd. II, S. 137.

71) Vgl. Eucken, *Grundsätze der Wirtschaftspolitik*, S. 269.

72) A. Lisowsky, *Über den Monopolcharakter des Markenartikels*, in: *Zeitschrift „Der Markenartikel“*, 1951, Heft 5, S. 212/213.

gegenüber, verfehlt sei. Er betrachtet die Steigerung der Wertschätzung durch die öffentliche Meinung als echte Wertsteigerung, ja Werterzeugung, denn Wert sei ja immer nur Wertschätzung. Und ferner dürften auch die Entwicklungskosten nicht vergessen werden, sei es in technischer Hinsicht oder in bezug auf die aufgewendete Reklame.

cc) Das Patentrecht

Weitere Vorschläge der Neoliberalen zur Revision der Rechtsordnung betreffen das Patentrecht. Der Grund ihrer Anstossnahme an der bisherigen Regelung liegt darin, dass der Inhaber eines Patents zum staatlich geschützten Monopolisten wird, weil ihm der Patentschutz das Recht auf alleinige Produktion und Vertrieb gewährt.

Soweit es sich um unwichtigere Erfindungen handelt, besteht zwar häufig die Möglichkeit der Umgehung. Die sogenannten Grundpatente garantieren jedoch dem Inhaber eine Monopolstellung und fördern die Konzentration beträchtlich. Auf ihnen bauen sich vor allem die sogenannten Patentkartelle, Patenttrusts oder Patentgemeinschaften auf. Im übrigen dienen die Patente auch als zuverlässiges Bindemittel für Kartelle und als Kampfmittel gegen Aussenseiter. Nicht immer liegt allerdings der Anteil der Patente an der Monopolbildung offen zutage. „Die treibende Kraft des Patents muss vielmehr auch dort gesucht und gewürdigt werden, wo sich Konzentrationsformen entwickeln, die nichts von Patentmachtbestrebungen oder zugrunde liegenden Lizenzvereinbarungen an die Öffentlichkeit dringen lassen und diesen Elementen doch in ganz entscheidendem Ausmass Zustandekommen, Formgebung und Ausrichtung verdanken. Sie lassen sich nicht ziffernmässig errechnen, sondern äussern sich nur als innewohnende Tendenzen und latent vorhandene Möglichkeiten“⁷³.

Da nun die Neoliberalen übereinstimmend die Patentpolitik als eine wesentliche Ursache der Durchsetzung der modernen Wirtschaft mit Monopolen betrachten, fordern sie einen radikalen Kurswechsel auch auf diesem Gebiet.

Es würde aber nicht nur der Gerechtigkeit widersprechen, wollte man den Patentschutz einfach fallen lassen, sondern der Erfindungsgeist und damit der ökonomische Fortschritt überhaupt würde eine beträchtliche Einbusse erleiden. Dieser Einsicht können sich selbst die Neoliberalen nicht verschliessen. Sogar Röpke, der gewöhnlich die radikalste Ansicht vertritt, geht

73) Gernot Gather, zitiert bei Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 269.

nicht so weit, die völlige Abschaffung des Patentschutzes zu verlangen, obwohl er an einer Stelle erklärt, dass er diese dem heutigen Zustand vorziehen würde⁷⁴. Unter den neoliberalen Vorschlägen zeichnen sich bei näherer Prüfung zwei Möglichkeiten ab:

1. Grundsätzliche Beibehaltung des Grundgedankens des bisherigen Patentrechts, aber Erweiterung und Verstärkung der Korrektive, wie z. B. Kürzung der Schutzfrist.
2. Beseitigung des Patentmonopolschutzes und dessen Ersetzung durch ein andersartiges Erfinderschutzsystem, z. B. in Form einer Zwangslizenz.

Röpke bezeichnet es als Mindestforderung, „dass das eigentliche Patent auf eine kurze Frist von einigen Jahren beschränkt und dann durch das System der Zwangslizenz ersetzt wird“⁷⁵. Der einfachste und nächstliegende Weg besteht in der Tat in einer Kürzung der Patentschutzfrist. Voraussetzung für einen wirklichen Erfolg dieser Massnahme ist aber, dass alle Umgehungsversuche von Gesetzgebung und Rechtsprechung vereitelt werden. Es sei hier nur die Möglichkeit einer Verkoppelung von Patent und langfristigen Markenschutz erwähnt oder etwa die Anmeldung von Zusatzpatenten, bei denen zusätzliche Neuerungen an schon patentierten Maschinen zur Verlängerung des Patentes benützt werden. Eucken⁷⁶ zweifelt, ob eine Auflockerung des bisherigen Ausschliesslichkeitsrechtes genüge. Vielleicht, so meint er, sei es nötig, auf seine Verleihung und damit auf eine Schliessung des Angebots überhaupt zu verzichten und an dessen Stelle ein Zwangslizenzsystem einzuführen.

Die Einführung von Zwangslizenzen, „die von der Rechteinrichtung des Patents nur die angemessene Entschädigung übriglassen“⁷⁷, würde allerdings eine Reihe von neuen Problemen aufwerfen, so vor allem im Hinblick auf die Höhe der Entschädigung. Die Vertragsbedingungen könnten z. B. nach einem Vorschlag von Eucken⁷⁸, wenn die Partner sich nicht einigen, vom Patentamt festgesetzt werden. Demgegenüber weist das Lizenzsystem den beachtenswerten Vorteil auf, die Möglichkeiten zur monopolistischen Beherrschung und Zersetzung des Marktes vom Patent her zu verhindern. Die Bildung von Patenttrusts, Patentkartellen usw. wird gegenstandslos. Das Patent begründet keine Machtposition, sondern nur noch einen Kostenvor-

74) W. Röpke, Gesellschaftskrisis, S. 397.

75) Ebenda, S. 396.

76) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 269.

77) W. Röpke, Gesellschaftskrisis, S. 369.

78) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 269.

sprung für den Inhaber in Form von Gebührenersparnis bzw. Gebühreneinnahmen⁷⁹.

dd) Die Haftung

„Wer den Nutzen hat, muss auch den Schaden tragen“⁸⁰. Diesen Satz verstehen die Neoliberalen nicht etwa nur als moralische Forderung, sondern sie betrachten die Haftung als eine wichtige ordnungspolitische Institution der Wettbewerbsordnung. Ein echter Leistungswettbewerb setzt voraus, „dass der Weg zur Rentabilität nur über eine äquivalente wirtschaftliche Leistung führt, während gleichzeitig dafür gesorgt sein muss, dass eine Fehlleistung ihre unerbittliche Sühne in Verlusten und schliesslich durch den Konkurs im Ausscheiden aus der Reihe der für die Produktion Verantwortlichen findet. Einkommenserschleichungen (ohne entsprechende Leistung) und ungesühnte Fehlleistungen (durch Abwälzung des Verlustes auf andere Schultern) müssen in gleicher Weise verhindert werden“⁸¹. Die Funktionen der Haftung bestehen sodann darin, die Auslese der Betriebe und leitenden Persönlichkeiten zu bewerkstelligen. Sie soll ferner eine vorsichtige Investitionspolitik erzwingen und so der Verschleuderung von Kapital entgegenwirken. In unserem Zusammenhange gewinnt eine zureichende Haftung aber vor allem deshalb besondere Bedeutung, weil sie der Konzentration entgegenwirkt. Aus all diesen Erwägungen heraus fordern die Neoliberalen, dass das Gesellschaftsrecht einer Prüfung unterzogen werde.

„Bei voller Haftung schliesst die Angliederung von Unternehmen oder Betrieben ein weit grösseres Risiko in sich als bisher und der Anreiz zur Verschachtelung und Konzernbildung wird wesentlich vermindert“⁸². Haftungsbeschränkende Gesellschaftsformen sind nach Ansicht der Neoliberalen in einer Wettbewerbsordnung nur dort zulässig, wo ein Kapitalgeber nicht oder nur begrenzt für die Geschäftsführung verantwortlich ist. Sie fordern deshalb die Abschaffung der G.m.b.H.⁸³ sowie eine radikale Reform der A.G. bzw. deren Ersetzung durch die Kommanditaktiengesellschaft⁸⁴. War beispielsweise die Aktiengesellschaft ursprünglich auserdacht worden, um die

79) Vgl. G. Gather, Reform der Patentgesetzgebung, Ordo, Band II, S. 270 f.

80) W. Eucken, a. a. O., S. 279.

81) W. Röpke, Gesellschaftskrisis, S. 170.

82) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 283.

83) Vgl. hierzu H. Grossmann-Doerth: Soll die GmbH. beibehalten werden? Hanseatische Rechts- und Gerichtszeitschrift, 20. Jg., 8./9. Heft, Aug./Sept. 1937.

84) L. Miksch, Wettbewerb als Aufgabe, S. 220.

Kapitalien vieler einzelner zu sammeln zwecks Finanzierung grösserer Investitionen, so hat sie sich mit der Zeit immer mehr zu einem Beherrschungsinstrument entwickelt. Nach Eucken wäre das Aktienrecht so zu ändern, dass herrschende Unternehmen auch für die Verbindlichkeiten der von ihnen abhängigen Unternehmen haften⁸⁵. Röpke möchte die Aktiengesellschaft nur dort zulassen, wo diese „die Funktion der Kapitalsaufbringung in den Fällen, in denen die Grossproduktion unvermeidlich ist“⁸⁶, erfüllt. Ihm ist sodann vor allem die Holding Company, mittels der sich die ungeheure Kapitalzusammenballung in den USA vollzogen hat, ein Dorn im Auge. Er will die Verschachtelung durch die Einführung einer Bestimmung treffen, wonach keine Aktiengesellschaft Aktien einer anderen besitzen dürfe. Ferner müsse hinsichtlich der Investment Trusts Vorsorge getroffen werden, dass sie sich nicht zu Holding Companys entwickeln und keinen massierten Einfluss auf die Gesellschaften, deren Aktien sie besitzen, ausüben können⁸⁷. In ähnlichem Sinne schlägt Miksch die Festsetzung eines Prozentsatzes vor, mit dem natürliche oder juristische Personen an einer Kapitalgesellschaft beteiligt sein dürfen⁸⁸.

Wenn wir bedenken, dass durch die Haftungsbeschränkung das Risiko ja nicht aus der Welt geschafft, sondern bloss auf andere, vielleicht völlig unbeteiligte Schultern abgewälzt wird, so erscheint es uns allerdings als ein einfaches Postulat der Gerechtigkeit, dass derjenige, der für einen Verlust verantwortlich ist, ihn auch zu tragen hat. Darüber hinaus sollten die Neoliberalen allerdings auch die heute so sehr ins Gewicht fallenden konjunkturpolitischen Aspekte ins Auge fassen, ist es doch nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, dass eine Aufhebung der Haftungsbeschränkungen im Hinblick auf Neuinvestitionen abschreckend wirken könnte.

85) W. Eucken, a. a. O., S. 283.

86) W. Röpke, Gesellschaftskrisis, S. 371.

87) Röpke denkt hier an die Vorschrift, „dass sie Aktien einer einzelnen Gesellschaft nur bis zu einem bestimmten Höchstprozentsatz ihrer Gesamtinvestitionen besitzen dürfen, dass ihre Leiter keine Stelle in einer A.G. bekleiden dürfen, dass sie nur Aktien ohne Stimmrecht im Portefeuille haben dürfen u. a.“, Gesellschaftskrisis, S. 397; ganz ähnliche, noch etwas detailliertere Vorschläge finden sich bei Henry C. Simons, *Economic Policy for a Free Society*, Chicago 1948, S. 59.

88) L. Miksch, Wettbewerb als Aufgabe, S. 220.

Die Behandlung der „unvermeidlichen Monopole“

Von der Befolgung der Grundsätze einer Wettbewerbsordnung erwarten die Neoliberalen eine wesentliche Abschwächung des „Hangs zur Monopolbildung“. Offene Märkte, ausgedehnte Haftung sowie eine wettbewerbsfördernde und konstante Wirtschaftspolitik tragen dazu bei, diese Sorge zu verkleinern. Indessen werden diese Massnahmen nicht genügen, um die Monopole gänzlich zum Verschwinden zu bringen. „Hier entsteht die Frage: Was hat mit diesen Monopolen zu geschehen? Alle Mittel, die Monopolbildung unmittelbar und mittelbar zu verhindern, sind erschöpft. Trotzdem sind Machtkörper da, welche die Gesamtordnung gefährden“⁸⁹.

Die Monopolpolitik tritt nunmehr in ihre schwierigste Phase ein, in der das Gesetz des abnehmenden Ertrages einmal mehr seine Gültigkeit beweist. Über die bisherigen Methoden des „vorbeugenden Wettbewerbes“⁹⁰ sind sich die Neoliberalen weitgehend einig, dementsprechend halten sich die Unterschiede in den Vorschlägen in sehr engen Grenzen. Es ist bezeichnend für die Schwierigkeit der Behandlung der unvermeidlichen Monopole und für das völlige Fehlen einer Patentlösung, dass von nun an erhebliche Abweichungen im Kurs der einzelnen Vertreter festzustellen sind. So findet selbst Böhm: „Darüber, wie man die dann noch verbleibenden Monopolstellungen behandeln soll, kann man sehr verschiedener Meinung sein“⁹¹.

Immerhin ist die Bereitschaft im allgemeinen gering, sich mit dem nunmehr erreichten Resultat zufrieden zu geben und angesichts der Problematik jeden weiteren Eingreifens die eventuellen Nachteile der wenigen überlebenden Monopole in Kauf zu nehmen. Am ehesten scheint sie unerwarteterweise bei Böhm vorhanden zu sein, obwohl der in der Nachkriegszeit entstandene sogenannte Josten-Entwurf⁹² zu einem deutschen Monopolgesetz, an dem er massgeblich beteiligt war, die unvermeidlichen Monopole der straffen Aufsicht eines staatlichen Amtes unterstellen wollte. Seine Meinungsänderung stützt sich auf die traditionellen Bedenken gegenüber einer Monopolkontrolle, auf die wir noch zu sprechen kommen; insbesondere aber auch auf negative amerikanische Erfahrungen, erklärte er doch in einem Vortrag anlässlich der Kartelltagung in Bad Ragaz im Juni 1951, dass ihn „die Unterhaltung, die eine Gruppe deutscher Experten im Sommer letzten Jahres

89) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 292.

90) F. Böhm, Das Kartellproblem, a. a. O., S. 202.

91) F. Böhm, Die Aufgaben der freien Marktwirtschaft, S. 54.

92) Vgl. F. Böhm, Das Kartellproblem, a. a. O., S. 212.

in Washington und New York mit führenden Antitrustleuten über diesen Punkt gehabt haben, von der Fragwürdigkeit dieses Lösungsversuches weitgehend überzeugt haben“⁹³. Gegenüber jeder Art von staatlicher Beaufsichtigung oder gar Verstaatlichung von Monopolen fasst er seine Ablehnung in folgende Parole zusammen: „Entmachtung der Privatwirtschaft durch den Wettbewerb und Belassung des Restes von Macht, der da und dort noch übrig bleiben mag, in der Hand einer politisch in die Defensive gedrängten Bevölkerungsschicht, nämlich der privaten Unternehmer, scheint mir in der Tat die politisch vernünftigste Parole“⁹⁴. Im Gegensatz hiezu erachtet z. B. Eucken das Gewicht der Monopole in einer Wettbewerbsordnung zwar als minim. Dennoch sieht er in ihnen eine Gefahr, da sie sich eines Tages entwickeln könnten, und hält deshalb weitere Massnahmen für notwendig⁹⁵.

a) Die Auflösung der Monopole

Im Bestreben, die echte Wettbewerbsordnung zu verwirklichen, ist es ein Grundsatz der Neoliberalen, die Marktformen der unvollständigen Konkurrenz und des Monopols so weit als möglich in diejenige der vollständigen Konkurrenz überzuführen. Die Auflösung der Monopole bildet eines der drastischsten hiezu in Betracht kommenden Mittel.

Die Neoliberalen befürworten gemäss ihrer ausgeprägt antimonopolistischen Einstellung prinzipiell auch diese Möglichkeit. Hinsichtlich der praktischen Anwendbarkeit gehen die Ansichten allerdings stark auseinander. Am radikalsten, zugleich aber auch am unpräzisesten drückt sich wiederum Röpke aus: „Unser erster Richtpunkt — echte Wettbewerbsordnung — hat daher nicht etwa einen konservativen, sondern einen durchaus revolutionären Charakter. Sein Wesen ist: Antimonopolpolitik, und zwar eine solche der echten und radikalen Art, die Monopole nicht tolerieren und überwachen, sondern abschaffen will“⁹⁶. Er anerkennt zwar die Existenz unvermeidlicher Monopole und spricht sogar einmal von der „durchaus erwünschten Bildung von Unternehmungszusammenschlüssen zum Zwecke der Rationalisierung der Produktion und der Kostensenkung“⁹⁷. Er befürwortet aber an einer anderen Stelle ein „drakonisches Verbot einer Vereinigung mehrerer Be-

93) Vgl. F. Böhm, Das Kartellproblem, a. a. O., S. 212.

94) F. Böhm, Die Aufgaben der freien Marktwirtschaft, S. 60.

95) W. Eucken, Die Wettbewerbsordnung und ihre Verwirklichung, Ordo, Band II, 1949, S. 64 f.

96) W. Röpke, Civitas Humana, S. 75.

97) W. Röpke, Gesellschaftskrisis, S. 372.

triebseinheiten“⁹⁸ und schreibt hiezu: „Die Dezentralisation der mehrere technisch selbständige Betriebe umfassenden Unternehmungen ist kein ernsthaftes Problem, sondern ein Gebot, das sich ebenso eindeutig als Mittel der Monopolverhinderung wie als solches der Auflockerung der Gesellschaft aufzwingt“⁹⁹. Ähnlich wie Hayek und Rüstow geht er im übrigen nicht weiter auf die praktischen Schwierigkeiten ein. Eucken und Miksch urteilen hier schon weit realistischer. Eucken propagiert die Schaffung eines Monopolamtes, das die Aufgabe hat, „vermeidbare Monopole aufzulösen und unvermeidbare zu beaufsichtigen“¹⁰⁰. Einen Sinn kann die Auflösung nach seiner Ansicht nur da haben, wo sie zur vollständigen Konkurrenz führt, d. h. fast ausschliesslich bei Kollektivmonopolen in Form von Kartellen mit zahlreichen Mitgliedern. „Hier entsteht durch das Verbot etwas Positives: Die Ordnung der vollständigen Konkurrenz“¹⁰¹. Aber auch im Hinblick auf Konzerne verlangt er Auflösung, wo sie möglich ist, und sonst Unterwerfung unter die Monopolkontrolle. Die Auflösung verfehlt jedoch ihr Ziel, wenn an Stelle des Kartells oder eines zerschlagenen Einzelmonopols nachher wenige Firmen oligopolistisch nebeneinander stehen. Der Markt würde dadurch gleichgewichtslos, und es bestünde die Gefahr ständiger Monopolkämpfe, die möglicherweise wieder mit dem Überleben eines riesigen Einzelmonopolisten enden würden. Ein Verbot der Syndikate in der Roheisen- und Rohstahlindustrie würde beispielsweise nach Eucken solche Folgen nach sich ziehen¹⁰².

Aber es genügt nicht, gewisse Monopole aufzulösen und die Möglichkeiten neuen Zusammenschlusses zu versperren, vielmehr müssen auch die Ursachen der Entstehung von Kartellen und anderen Konzentrationsformen beseitigt werden, wenn ein dauernder Erfolg erreicht werden soll. Dies ist jedenfalls insoweit möglich, als die Konzentrationsbewegung auf exogenen Faktoren beruht, wie z. B. der Handelspolitik oder der Steuerpolitik¹⁰³. Während nämlich nach Ansicht der Neoliberalen der Marktmechanismus die Fähigkeit zur Selbstheilung endogener Störungen „in praktisch unbegrenztem Masse“ zu besitzen scheint, hat die Fähigkeit zur selbsttätigen Überwindung exogener Störungen „eine obere Grenze, die wesentlich tiefer liegt, als es

98) W. Röpke, *Civitas Humana*, S. 298.

99) Ebenda.

100) W. Eucken, *Die Wettbewerbsordnung und ihre Verwirklichung*, S. 68.

101) W. Eucken, *Wettbewerb als Grundprinzip der Wirtschaftsverfassung*, in: *Schriften der Akademie für deutsches Recht*, Heft 6 (Gruppe Wirtschaftswissenschaft), Berlin 1942, S. 40.

102) Ebenda.

103) Vgl. E. W. Dürr, *Wesen und Ziele des Ordoliberalismus*, Winterthur 1954, Seite 99.

Adam Smith selbst und viele seiner Anhänger anzunehmen geneigt waren“¹⁰⁴.

Miksch hält wohl die Zerschlagung gewisser Machtpositionen für notwendig, warnt aber davor, die rein negative und restriktive Seite der Antimonopolpolitik allzu sehr in den Vordergrund zu schieben. Diese wird nach seiner Ansicht immer auf ein Verbot bestimmter Formen der Wirtschaftsbetätigung hinauslaufen, das eine juristische und statistische Definition des Tatbestandes voraussetzt und sich infolgedessen stets als zu eng und zu weit zugleich erweisen muss. Es muss der Tatsache Rechnung getragen werden, dass es nun einmal technisch und wirtschaftlich notwendige Monopolstellungen gibt. Diese müssen so organisiert werden, dass die in ihnen vorhandene wirtschaftliche Macht sich nicht mehr zu betätigen vermag¹⁰⁵. Im übrigen legt er, wie auch die anderen Neoliberalen, den Akzent auf die „positive Form der Monopolbekämpfung durch die Begründung einer universellen Wettbewerbsordnung“¹⁰⁶.

b) Die Verstaatlichung

Es stellt sich sodann die Frage, was mit jenen Monopolen zu geschehen hat, bei denen die genannten Voraussetzungen für eine erfolgreiche Auflösung nicht gegeben sind. Eine der übrigbleibenden Möglichkeiten liegt in der Verstaatlichung. Diese Idee ist natürlich nicht neoliberalen Ursprungs, sondern gehört zu den „konventionellen Waffen“ der Monopolpolitik und wirkt deshalb auf den ersten Blick auch nicht so revolutionär wie die übrigen Vorschläge. Von diesem in der Vergangenheit schon mehrfach beschrittenen Weg darf wohl behauptet werden, dass er sich jedenfalls in gewissen speziellen Fällen bewährt hat. Die Diskussion dreht sich somit weniger prinzipiell um die Alternative: Verstaatlichung oder nicht, sondern eher um die Frage, in welchen Fällen sie zweckmässig sein mag.

In erster Linie prädestiniert für die Verstaatlichung sind also wie erwähnt jene Monopole, die sich aus technisch-ökonomischen Gründen nicht auflösen lassen, die praktisch meist gar keine Konkurrenten neben sich haben können und für deren Produkte ein eigentlicher Markt nicht besteht¹⁰⁷. Die wichtigste Gruppe rekrutiert sich hier aus den sogenannten Versorgungsbetrieben, also Eisenbahnen, Elektrizitäts-, Wasser-, Gaswerke usw., „deren

104) A. Rüstow, *Zwischen Kapitalismus und Kommunismus, Ordo*, Band II, 1949, S. 106.

105) Vgl. L. Miksch, *Wettbewerb als Aufgabe*, S. 212.

106) Ebenda, S. 211.

107) Vgl. L. Miksch, *Wettbewerb als Aufgabe*, S. 137.

Leistungen nur auf einem einzigen, von ihnen monopolistisch beherrschten Weg zum Konsumenten gelangen können“¹⁰⁸ und denen vielfach auch eine relativ unelastische Nachfrage gegenübersteht.

Es wäre natürlich barer Unsinn, nur um der Konkurrenz willen zwei Eisenbahnen nebeneinander zu bauen oder mehrere Gas-, Elektrizitäts-, Telephon- und Wasserleitungen in die Häuser zu führen. Aber gerade dieses „Leitungsmonopol“ ist es, das den Anbieter in eine ausserordentlich starke Monopolstellung versetzt, die es ihm ermöglicht, den Konsumenten auszubuten, ohne ein plötzliches Auftauchen von Konkurrenten befürchten zu müssen.

In der neoliberalen Stellungnahme gegenüber der Verstaatlichung hat sich im Laufe der Zeit eine spürbare Wandlung vollzogen. Während ursprünglich die befürwortenden Stimmen überwogen, ist nun die bisherige Begeisterung für die Verstaatlichung vor allem bei Röpke und Böhm merklich abgeklungen.

Röpkes einstige Einstellung, die aus allen seinen Hauptwerken spricht, zeigen die folgenden Zeilen aus der „Gesellschaftskrisis der Gegenwart“: „Überall dort, wo die Monopole unvermeidlich sind (wie vor allem im wichtigen Bereich der sog. Versorgungsbetriebe, wie z. B. der Verkehrsanstalten und der Elektrizitätswerke, aber auch auf vielen Gebieten der Rohstoffproduktion), sollten wir uns auf den Standpunkt stellen, dass, wenn schon ein Monopol zuzulassen ist, es sich nur in der öffentlichen Hand befinden darf und als Privatmonopol unerträglich ist“¹⁰⁹. An anderer Stelle geht er sogar noch weiter. Zunächst stellt er fest, es dürfe heute als allgemein anerkannter Grundsatz gelten, dass die sogenannten Versorgungsbetriebe grundsätzlich in die Hand des Staates und der nachgeordneten öffentlichen Verbände gehörten. Sodann fährt er fort, es sei „durchaus in Erwägung zu ziehen, ob das Prinzip nicht auch auf alle Naturmonopole und möglicherweise sogar auf die zur ökonomischen und politischen Machtzusammenballung neigende Eisen- und Stahlerzeugung auszudehnen wäre“¹¹⁰.

Hier steht nun Röpke einem gemässigten Sozialisten wahrhaftig nicht mehr viel nach, und man muss sich fragen, ob sich solche Vorschläge noch mit dem liberal sein wollenden Programm des Dritten Weges und namentlich mit der von Röpke selbst aufgestellten Forderung der Konformität der Wirtschaftspolitik vereinbaren lassen. Röpke schien hier seinerzeit gar keine Bedenken zu haben, schrieb er doch, man dürfe nicht in den „weitverbreiteten Fehler verfallen, die Verstaatlichung (oder Kommunalisierung) einzelner

108) R. Fischer, Die Wirtschaftspolitik des Dritten Weges, S. 42.

109) W. Röpke, Gesellschaftskrisis, S. 292.

110) Ebenda, S. 307.

Betriebe als eine echte kollektivistische Massnahme anzusehen“, vielmehr sei „die öffentliche Unternehmung so lange durchaus im Einklang mit den Grundgesetzen der Marktwirtschaft, als der Staat selbst sie als Unternehmer respektiert und es sich nicht um eine allgemeine, die Marktwirtschaft völlig aufhebende Sozialisierung handelt“¹¹¹. Wir wollen uns hier darauf beschränken, hinter diese Formulierung ein Fragezeichen zu setzen, und wollen uns nunmehr den Problemen der praktischen Zweckmässigkeit zuwenden.

Zu den von jeher überzeugten Gegnern der Verstaatlichung zählt in erster Linie Walter Eucken. Nach seiner Ansicht löst die Verstaatlichung von Monopolen das Monopolproblem schon deshalb nicht, weil staatliche Monopole regelmässig eine ebenso monopolistische Politik treiben wie private Monopole. „Sie suchen ebenso wie Private den Punkt der höchsten Reineinnahme zu erreichen, der im Monopolfall meist vom Punkt der optimalen Befriedigung der Nachfrage wesentlich abweicht“¹¹². Er hält die Neigung zur Ausnutzung der Monopolposition bei staatlichen Monopolverwaltungen sogar noch für grösser, weil diese sich zu diesem Verhalten berechtigt fühlen, wenn die Einnahmen dem Staat zufließen und also eine indirekte Steuer darstellen. Auch fühle sich der Staat viel sicherer vor einer allfälligen Konkurrenz, er könne z. B. aufkommende Substitutionskonkurrenz mit Mitteln der Gesetzgebung beschränken — wie es in Deutschland bei Aufkommen der Konkurrenz des Kraftwagens gegen die Reichsbahn geschah¹¹³. Eindrucksvoll kleidet er dann seine Ansichten zusammenfassend in folgende Sätze: „Verstaatlichung vereinigt die beiden Sphären der Wirtschaft und der Politik. Aber durch Konzentration ist — wie wir wissen — das Problem der wirtschaftlichen Macht und des Machtmissbrauchs zu keiner Zeit und nirgendwo gelöst worden. Mit der Konzentration von Macht auf der einen Seite steigert sich die Abhängigkeit auf der anderen Seite: der Arbeiter, Abnehmer und der Lieferanten. Die grossen Monopole z. B. der Schwerindustrie verstaatlichen heisst nicht, die Macht der Interessenten wirksam einer Aufsicht zu unterwerfen, sondern es heisst, die Aufsichtsperson zum Interessenten zu machen“¹¹⁴.

Der zwingenden Logik solcher und ähnlicher Kritik haben sich auch Röpke und Böhm mit der Zeit nicht entziehen können. Bereits in seiner Schrift „Civitas Humana“¹¹⁵ drückt sich Röpke etwas gemässigter aus, indem er sich mit der Verstaatlichung der Versorgungsbetriebe begnügen will

111) W. Röpke, Gesellschaftskrisis, S. 306.

112) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 293.

113) Ebenda.

114) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 293.

115) S. 300.

und sogar hier den Weg der Monopolaufsicht als Alternative offen lässt. Seine oft etwas ungenauen Ausführungen hat er dann im Anschluss an eine Kontroverse zwischen ihm und der „Weltwoche“¹¹⁶ dahin präzisiert, dass es ihm in dem genannten Werk völlig fern gelegen sei, die Verstaatlichung auch von Bergbau, Schwerindustrie, Schiffsbau, Automobilindustrie und ähnlichen Industrien zu fordern. In einem kleinen Heftchen, betitelt „Die Krise des Kollektivismus“¹¹⁷ zeigt sich Röpke sodann als entschiedener Gegner der Verstaatlichung. Hier schreibt er, seine Skepsis gegenüber dieser Lösung habe ständig zugenommen, und er habe sich davon überzeugt, dass selbst dort, wo die Wiederherstellung der Konkurrenz schwierig oder unmöglich sei, also vor allem im Falle der sogenannten Versorgungsbetriebe (Public Utilities), die Verstaatlichung keineswegs so unbedingt die beste Lösung darstelle, wie er das früher geglaubt habe. Und ähnlich wie Eucken fragt er sich: „Warum soll ein Staatsmonopol harmloser als ein Privatmonopol sein? Im Gegenteil, diejenigen Machtpositionen sind ja die gefährlichsten, die mit gutem Gewissen ausgenutzt werden, wie die Gefahr immer dann im grössten ist, wenn man sich ihrer nicht versieht“¹¹⁸.

Auch bei Böhm, der in das gleiche Horn wie Röpke zu blasen pflegte und, wenn nicht der Verstaatlichung, so doch einer straffen staatlichen Marktlenkung das Wort zu reden gewöhnt war, hat die bisherige Staatsfreudigkeit einer Ernüchterung Platz gemacht. Böhm steht heute nicht nur der Verstaatlichung, sondern sogar jeglicher Staatsaufsicht misstrauisch gegenüber.

Er hat sich damit nach seinen eigenen Aussagen einer Auffassung angenähert, die von der überwiegenden Mehrheit der Fachleute in den USA vertreten wird und die die Monopolunternehmungen in privater Hand belassen will. Böhm gibt die Argumente dieser Gruppe¹¹⁹ wie folgt wieder: „Es wäre verfehlt, Monopolunternehmen zu verstaatlichen, denn damit interessiert man den Staat an der Ausbeutung der Monopolstellung. Ist es nicht genug, dass Monopolunternehmungen über wirtschaftliche Macht verfügen? Welcher Grund kann vorliegen, diese wirtschaftliche Macht noch dadurch zu verstärken, dass man die staatlich-politische Macht noch hinzufügt? Ist es nicht sehr viel klüger, die Monopolmacht in privaten Händen zu lassen, d. h. in den Händen privater Bürger und Unternehmer, die sich einer aufs höchste misstrauischen öffentlichen Meinung gegenübersehen und sowohl vom Publikum als auch von der Regierung und vom Parlament in

116) Weltwoche, Zürich, Nr. 549 vom 19. Mai 1944.

117) Erlenbach-Zürich 1947.

118) W. Röpke, Die Krise des Kollektivismus, S. 30.

119) Vgl. hierzu die Ausführungen auf Seite 47/48 dieser Arbeit.

vieler Hinsicht abhängig sind? Wenn sich irgendwo Macht ansammelt, die man nicht beseitigen kann, empfiehlt es sich dann nicht, diese Macht in die schwächsten Hände zu legen, die es gibt, nämlich in die Hände von Privatpersonen?“¹²⁰

Miksch¹²¹ wünscht ein straffe staatliche Lenkung der Monopole, denn „der wirtschaftspolitische Effekt, den der Staat durch die Organisation des Wettbewerbs auf solchen Märkten erzielen kann, die einen Wettbewerb irgendwelcher Art zulassen, kann beim Monopol nur durch unmittelbare staatliche Aufsicht erreicht werden“¹²². Er sieht die damit verbundenen Gefahren, namentlich diejenige des staatlichen Machtmissbrauchs, sehr wohl. Er ist sich auch darüber im klaren, dass sich aus der von ihm geforderten Monopolpolitik Konsequenzen für die Eigentumsverhältnisse ergeben könnten. Er glaubt jedoch an die Möglichkeit, einen Ausgleich zwischen privaten und öffentlichen Risiken entsprechend der Einflussverteilung herzustellen, ohne dass man deshalb an eine Verstaatlichung denken müsse. Der Frage „Staatsbesitz oder Privatbesitz?“ misst Miksch keine allzu grosse Bedeutung für die Organisation des Wettbewerbes bei. Allerdings gibt er zu, eine völlige Beseitigung des privaten Unternehmertums wäre mit einer verkehrswirtschaftlichen Verfassung kaum vereinbar, doch stehe eine so weitgehende Verstaatlichung heute in den meisten Ländern nicht mehr zur Debatte, „seit neben die Bekämpfung des Kapitalismus die Abwehr des Totalitätsanspruchs getreten ist, der natürlich durch den Alleinbesitz sämtlicher Produktionsmittel sehr gefördert werden müsste“¹²³. Wenn hingegen bestimmte Teile der Grossindustrie verstaatlicht werden sollen, sei es infolge ihres monopolistischen Charakters oder weil sie in besonderem Masse der Rüstung gedient haben, so müsse man sich darüber im klaren sein, dass für die Wettbewerbspolitik mit der blossen Verstaatlichung gar nichts gewonnen sei¹²⁴.

Abgesehen von dem Fall der fiskalischen Ausnützung findet Miksch, dass vielleicht die Gefahr der Marktausbeutung beim öffentlichen Monopol geringer sei; dem stehe aber die Wahrscheinlichkeit unwirtschaftlicher Kostenaufblähungen infolge mangelnder Konkurrenz gegenüber. Im grossen und ganzen kommt also auch Miksch zur Überzeugung, dass das öffentliche Monopol dem privaten gleiche wie ein Ei dem anderen.

120) F. Böhm, Die Aufgaben der freien Marktwirtschaft, S. 59/60.

121) Vgl. L. Miksch, Wettbewerb als Aufgabe, S. 104/105.

122) L. Miksch, Möglichkeiten und Grenzen der gebundenen Konkurrenz, Schriften der Akademie für deutsches Recht, Heft 6, S. 99.

123) L. Miksch, Wettbewerb als Aufgabe, S. 105.

124) Ebenda.

So bleibt zuletzt nur noch Rüstow übrig, der als Befürworter der „Sozialisierung aller Wirtschaftszweige, die wie insbesondere der Schienenverkehr und die public utilities aus natürlichen, technischen oder sonstigen Gründen eine unvermeidliche Monopolstruktur haben (Sozialisierung der Rüstungsindustrien dürfte sich auch noch aus anderen als wirtschaftlichen Gründen empfehlen)“¹²⁵, heute allein auf weiter Flur steht.

c) Monopolkontrolle, gebundene Konkurrenz und das Prinzip des „als ob“

Wie wir in den vorangegangenen Abschnitten zu zeigen versucht haben, bilden in den Augen der meisten Neoliberalen sowohl die Auflösung als auch die Verstaatlichung keine befriedigende Lösung des Problems der unvermeidlichen Monopole, weil sie nur in ganz speziellen Fällen erfolgversprechend angewendet werden können. Andererseits sind die Neoliberalen nicht geneigt, ihre Bemühungen hier abzubrechen. Dies wäre auch in der Tat nicht konsequent, weil es einer unterschiedlichen Behandlung der Monopole gleichkäme, wenn ein Teil rundweg verboten, aufgelöst oder verstaatlicht würde, während der Rest unbehelligt bliebe. Ein solches Vorgehen würde zweierlei Recht schaffen, ein Vorwurf, der gegenüber der neoliberalen Monopolpolitik und namentlich auch gegenüber den jüngsten Entwürfen zur künftigen deutschen Monopolgesetzgebung tatsächlich recht häufig erhoben wird.

Im Interesse der Geschlossenheit der Monopolpolitik müssen infolgedessen gewisse Massnahmen im Hinblick auf die bisher nicht erfassten Machtstellungen vorgesehen werden, die sich allerwenigstens auf den Fall des Machtmissbrauchs erstrecken. Die Meinungen in dieser Frage sind einmal mehr kaum unter einen Hut zu bringen. Gemeinsam ist den verschiedenen Formulierungen einzig die Befürwortung einer gewissen Aufsicht oder Monopolkontrolle.

aa) Das Monopolamt

Eucken schlägt die Schaffung eines Monopolamtes vor, dessen Aufgabe es wäre, „Monopole soweit wie möglich aufzulösen und diejenigen, die sich

125) A. Rüstow, Zwischen Kapitalismus und Kommunismus, Ordo, Band II, S. 134; ausserhalb der Freiburger Schule verlangt Henry C. Simons „gradual transition to direct government ownership and operation in the case of all industries where competition cannot be made to function effectively as an agency of control“, Economic Policy for a Free Society, Chicago 1948, S. 57.

nicht auflösen lassen, zu beaufsichtigen“¹²⁶. Dieses neue Zentralamt wäre ausschliesslich für alle Fragen der Monopolaufsicht zuständig und hätte nach Eucken als grosse, zentrale Figur im Bilde des modernen, industriellen Staates zu erscheinen, ohne die jede Wettbewerbsordnung und mit ihr auch der moderne Rechtsstaat bedroht wäre. „Das Monopolamt ist ebenso unentbehrlich wie der oberste Gerichtshof“¹²⁷. Da er aber wiederum die Gefahr der (obwohl in der Wettbewerbsordnung geschwächten) Einflussnahme der Interessenten erkennt, fordert Eucken ein unabhängiges Amt, das nur dem Gesetz unterworfen ist. „Es darf also nicht etwa eine Abteilung des Wirtschaftsministeriums werden, die weit stärker dem Druck der Interessenten ausgeliefert ist“¹²⁸.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die Frage, wie ein Monopol als solches erkannt werden kann. Eine dauernde Kontrolle aller Firmen würde, wie Eucken bemerkt¹²⁹, einen bedeutenden Verwaltungsapparat erfordern und dem zentralen Monopolamt eine drückende wirtschaftliche Macht in die Hand spielen, die eine freie Ordnung bedrohen müsste.

Eucken ist überzeugt, „dass es nicht notwendig ist, die Marktformen, in denen die Firmen liegen, von ‚innen‘ her festzustellen“¹³⁰. Das Monopolamt ist vielmehr „gesetzlich daran gebunden, nur da einzugreifen, wo die Symptome einer monopolistischen Marktform von aussen her feststellbar sind“¹³¹. Als weitere Möglichkeit der Monopolkontrolle nennt Eucken ferner die Klageerhebung seitens der Regierung und der Geschädigten.

Die Aufgaben des Monopolamts erstrecken sich im einzelnen auf folgendes:

Die allgemeinen Geschäftsbedingungen sind zu überwachen.

Usancen, die zuungunsten des Vertragspartners von den gesetzlichen Bedingungen abweichen, sollen inskünftig nicht mehr zulässig sein. Hiermit wird, nach Euckens Auffassung, ein schwerer, durch die Monopole verursachter Schaden beseitigt, der von der Rechtspolitik bisher zu wenig beachtet wurde.

Im weiteren hat das Monopolamt dafür zu sorgen, dass das Verbot des Behinderungswettbewerbes in Gestalt von Sperren, Treurabatten, Kampfpreisen usw. respektiert wird. Dadurch werde ein Zustand hergestellt, wie er sich in der vollständigen Konkurrenz von selbst ergebe, weil der Behin-

126) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 294.

127) Ebenda.

128) Ebenda.

129) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 294/295.

130) Ebenda, S. 295.

131) Ebenda.

derungswettbewerb völlig sinnlos sei. Allerdings dränge sich hier die Einführung des Kontrahierungszwanges auf, „wie hier überhaupt Zwang erforderlich ist, um zu erreichen, was in der vollständigen Konkurrenz der Marktautomatismus bewirkt“¹³².

Hier liegt eines der Hauptangriffsziele der Kritiker des Neoliberalismus, für die vielfach schon das Wort „Zwang“ das rote Tuch bedeutet. Dennoch handelt es sich eigentlich nur um eine logische Folge des Boykottverbots, das ja auch von nicht neoliberaler Seite befürwortet wird. Eucken folgert deshalb, dass dort, wo das Zwangsinstrument der Sperre nicht in Betracht komme, der Kontrahierungszwang kein rechtspolitisches Problem bilde.

Wegleitend für das Verhalten des Monopolamtes im Sinne der Freiburger Schule ist der „als ob“-Gedanke. Eucken formuliert ihn folgendermassen: „Ziel der Monopolgesetzgebung und der Monopolaufsicht ist es, die Träger wirtschaftlicher Macht zu einem Verhalten zu veranlassen, als ob vollständige Konkurrenz bestünde“¹³³. Am gründlichsten hat sich Miksch in seinem Hauptwerk „Wettbewerb als Aufgabe“ mit dieser nicht gerade leichten Aufgabe auseinandergesetzt. Obwohl er es ist, der zuerst die Wirtschaftspolitik des „als ob“ vorgeschlagen hat, sieht er doch für die Dynamik beträchtliche Schwierigkeiten voraus, hauptsächlich deshalb, weil Raum bleibt für willkürliche Entscheidungen¹³⁴. Im gleichen Sinne hält auch Maier die Möglichkeit der Verlagerung des Willkürelements vom privaten Monopolisten zur staatlichen Monopolaufsicht für durchaus gegeben und daher für bedenklich¹³⁵. Böhm stellt „für den Inhalt und die Richtung der marktlenkenden Staatstätigkeit“ folgenden Grundsatz auf: „Der Staat hat die Rolle und Funktion des Wettbewerbs zu übernehmen, d. h. er hat die Marktpreise und Marktbedingungen so festzusetzen, wie sie sich unter der Voraussetzung eines idealen Wettbewerbsverlaufs eingependelt haben würden. Damit bekommt nicht nur die praktische Politik, sondern auch die Wissenschaft festen Boden unter die Füße: Es bleibt nämlich jetzt nur noch zu ermitteln, nach welchen sachlichen Gesetzmässigkeiten der freie Marktpreis der Konkurrenzwirtschaft zustande kommt und welche Möglichkeiten bestehen, diesen Preisbildungsprozess da hypothetisch nachzukonstruieren, wo er sich in der Wirklichkeit eben nicht abspielt und infolgedessen auch nicht beobachtet werden kann“¹³⁶. Während Böhm jedoch noch im Jahre 1947 im sogenannten Josten/Böhm-Entwurf zum deutschen Monopolgesetz vor-

132) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 295.

133) Ebenda.

134) Vgl. L. Miksch, Wettbewerb als Aufgabe, S. 103.

135) Vgl. K. F. Maier, Das Verlangen nach sozialer Sicherheit, Ordo, Band III, Seite 25.

136) F. Böhm, Ordnung der Wirtschaft, 1937, S. 162.

schlug, die „unvermeidlichen Monopole der marktregelnden Aufsichtsgewalt einer von der Regierung unabhängigen Stelle zu unterwerfen, die verpflichtet sein soll, sie zu einem wirtschaftlichen Verhalten anzuhalten, als ob sie sich im Wettbewerb befänden“¹³⁷, vertrat er 1951 anlässlich der Ragazer Kartelltagung eine gänzlich neue Auffassung. Böhm steht nun, worauf bereits oben hingewiesen wurde¹³⁸, jeglicher Monopolkontrolle skeptisch gegenüber. Wiederum führt er an, eine Unterhaltung mit führenden amerikanischen Antitrustleuten habe ihn von der Fragwürdigkeit dieses Lösungsversuches sehr weitgehend überzeugt¹³⁹. „Die amerikanischen Herren haben übereinstimmend bekundet, dass sie mit dem Versuch, private Monopole staatlich zu überwachen anstatt sie zu zerschlagen, die denkbar schlechtesten Erfahrungen gemacht hätten“¹⁴⁰.

Auch Röpke und Hayek scheinen sich mit der Politik des „als ob“ keineswegs befreunden zu können. Wettbewerbspolitik bedeutet für Röpke „Antimonopolpolitik, und zwar eine solche der echten und radikalen Art, die Monopole nicht tolerieren und überwachen, sondern abschaffen will“¹⁴¹. Für Hayek wiederum steht im Mittelpunkt „das Problem, wie die Mittel, die wir haben, am besten ausgenützt werden können, nicht das Problem, was wir tun sollten, wenn die Situation anders wäre, als sie wirklich ist. Es hat keinen Sinn, von einer Verwendung von Mitteln zu sprechen, „als ob“ ein vollkommener Markt existierte, wenn das heisst, dass die Mittel anders sein müssten, als sie sind, oder zu erörtern, was jemand tun würde, der vollkommenes Wissen besäße, wenn es unsere Aufgabe sein muss, das Wissen, über das die existierenden Personen verfügen, am besten zu nutzen“¹⁴².

bb) Die gebundene Konkurrenz

Es fragt sich sodann, wie z. B. Oligopole zu behandeln sind, wie sie etwa auch bei Auflösung von Kartellen oder Monopolen entstehen können. In dieser Frage gehen die Auffassungen von Eucken und Miksch deutlich auseinander.

Eucken hält die bisherigen Massnahmen für genügend. Er sagt sich, dass angesichts des Kartell- und Monopolkampfabverbots dem Oligopolisten gar

137) F. Böhm, Das Kartellproblem, S. 212.

138) Vgl. S. 47/48 und S. 53 dieser Arbeit.

139) F. Böhm, Das Kartellproblem, S. 212.

140) Ebenda.

141) W. Röpke, Civitas Humana, S. 75.

142) F. Hayek, Individualismus und wirtschaftliche Ordnung, 1952, S. 137.

nichts anderes übrigbleibt, als sich konkurrenz analog zu verhalten. Macht er sich nämlich durch monopolistische Praktiken unliebsam bemerkbar, so nimmt sich augenblicklich das Monopolamt seiner an. Das gleiche geschieht, wenn sich der Oligopolist in an und für sich durchaus systemgerechter Weise zum Monopolisten entwickelt. Unter der Voraussetzung, dass die Monopolaufsicht streng gehandhabt wird und deshalb abschreckend wirkt, ist es für den Oligopolisten das klügste, sich wettbewerbs analog zu verhalten. Dann bleibt er unbehelligt, denn das Monopolamt darf nur da eingreifen, wo gewisse Symptome von aussen erkennen lassen, dass die Firmen vom konkurrenz analog Verhalten abweichen.

Euckens ganze Hoffnung auf das Gelingen seiner Monopolpolitik stützt sich im wesentlichen auf folgende zwei Momente:

1. Eine ganz wesentliche Verminderung der Monopolstellungen im Anschluss an die Verwirklichung der Wettbewerbsordnung und insbesondere der von ihm aufgestellten „konstituierenden Prinzipien“¹⁴³.
2. Die prophylaktische Wirkung einer konsequenten und systematischen Monopolaufsicht, die abschreckend wirkt und die Unternehmer veranlasst, von vornherein lieber auf die Vernichtung von Rivalen und Eroberung einer Monopolstellung zu verzichten und sich statt dessen konkurrenz analog zu verhalten.

Miksch dagegen betrachtet für Oligopole wie überhaupt für das gesamte Gebiet der unvollständigen Konkurrenz (mit Ausnahme der reinen Monopole) eine Sonderlösung als notwendig, nämlich die sogenannte „gebundene Konkurrenz“. Er geht von dem Gedanken aus, dass jede wettbewerbspolitische Betrachtung zwischen Marktform als wirtschaftlicher und Marktverfassung als juristischer Kategorie unterscheiden müsse. Aufgabe der Wettbewerbspolitik sei es, jedem Markt unter Berücksichtigung der Marktform eine geeignete Marktverfassung zu geben¹⁴⁴. Abgesehen vom Fall des Monopols, das keinen Wettbewerb zulässt und deshalb staatlicher Lenkung bedürfe, sei zwischen vollständiger und unvollständiger Konkurrenz und bei den entsprechenden Marktverfassungen zwischen freier und gebundener Konkurrenz zu unterscheiden. Das Wesen der freien Konkurrenz liegt, nach der Konzeption von Miksch, im allgemeinen Wettbewerbsrecht, das den Wettbewerbskampf durch abgrenzende Vorschriften so einrichtet, dass nur noch das Mass der Wirtschaftlichkeit über Erfolg und Misserfolg entscheidet. Dies genügt für den Fall der vollständigen Konkurrenz.

143) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 254 f.

144) Vgl. zu diesem ganzen Abschnitt L. Miksch, Möglichkeiten und Grenzen der gebundenen Konkurrenz, in: Schriften der Akademie für deutsches Recht, Heft 6, Seite 99 f.

Anders verhält es sich bei unvollständiger Konkurrenz. Wir finden hier einen grossen Formenreichtum, weshalb auch die Marktverfassungen vielfältig sein müssen. Es lässt sich deshalb einzig die Zielsetzung der von Miksch geforderten, unter staatlicher Aufsicht stattfindenden „gebundenen Konkurrenz“ umschreiben: „Der Markt muss so organisiert werden, dass ein Zustand entsteht, als ob vollständiger Wettbewerb vorhanden wäre“¹⁴⁵. Rechtlich gesehen ist es das spezielle Wettbewerbsrecht, das nach Miksch den Zustand der gebundenen Konkurrenz schafft. Ihm liegt die Absicht zugrunde, „durch bestimmte rechtliche Normen die Entschlussfreiheit der Unternehmer einzunengen, abzugrenzen und ihr Motive zu schaffen in der Art, dass auf Grund dieser verfeinerten, der Unvollkommenheit des Marktes angepassten Spielregeln der Markt wieder sich selbst überlassen werden kann“¹⁴⁶.

Den Hauptbestandteil dieser Marktverfassung bildet zweifellos die Preiskontrolle. Die Idee der gebundenen Konkurrenz besteht, wie Miksch an anderer Stelle selbst betont, darin, zu verhindern, dass z. B. ein Oligopol der Labilität der unvollständigen Konkurrenz auf unerwünschte Art ausweicht, nämlich in Richtung des Verlustpreiskampfes oder eines Kartells mit überhöhten Preisen¹⁴⁷.

Eucken unterscheidet selbst in der Frage der Oligopole zwei Auffassungen¹⁴⁸: seine eigene und diejenige von Miksch, die nach seiner Ansicht zu weit geht, weil die dauernde Staatsaufsicht über die gebundene Konkurrenz einen grossen Kontrollapparat notwendig mache. Auch müsste die gebundene Konkurrenz sämtliche Unternehmer eines Marktes einbeziehen, hätte also Zwangscharakter. Zu diesem Zweck will Miksch gewisse Kartelle bestehen lassen oder sogar zur Gründung von Zwangskartellen übergehen. Eucken vertritt demgegenüber die freiheitlichere Lösung, will er doch nur im Falle des Missbrauchs eingreifen und im übrigen den Nachdruck auf die „prophylaktische Wirkung“ der Monopolaufsicht legen, etwa im Sinne der motorisierten Strassenpolizei, bei deren blossen Anblick die Strassenbenutzer ihre Geschwindigkeit herabsetzen.

Immerhin tauchen im Hinblick auf die praktische Gestaltung Fragen auf, die Eucken nicht beantwortet. Nehmen wir einmal an, das Monopolamt sehe sich in einem Fall von Verlustpreiskampf gezwungen, zur Preiskontrolle zu schreiten. Nun fragt es sich, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten der richtigen Preisfestsetzung, wie lange die Preiskontrolle dauern soll. Genügt

145) L. Miksch, a. a. O., S. 104.

146) L. Miksch, Wettbewerb als Aufgabe, S. 63.

147) Vgl. L. Miksch, Der Schutz des Wettbewerbs in der sozialen Marktwirtschaft, Bericht über eine Arbeitstagung, Freiburg 1950, S. 30.

148) Vgl. W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 298.

ein einmaliger Verstoß gegen die Wettbewerbsgesetze, um ein Unternehmen für alle Zeiten zu beaufsichtigen? In diesem Falle würde kein grosser Unterschied zur Lösung von Miksch bestehen. Dauert die Aufsicht aber nur kurze Zeit, wird dann die Aktion wirklich abschreckend wirken und auf die Dauer eine Gewähr gegen die Wiederholung des Falles bieten? Die Firma weiss, dass das Monopolamt unmöglich sämtliche Unternehmen im Auge behalten kann und ja auch das Recht für interne Kontrolle nicht besitzt. Wird sie sich da nicht sagen, dass sie diesmal ganz einfach Pech gehabt hat und das nächste Mal etwas vorsichtiger zu Werke gehen muss, damit die Absicht von aussen nicht so leicht erkennbar ist?

Soll also vermieden werden, dass eine Marktpolizei nach Euckenschem Muster nur viel Geld kosten und eine Einbusse an Freiheit bedeuten würde, ohne jedoch nennenswerte Erfolge zu erzielen, so ist es notwendig, den Verfahrensvorschriften und den Verwaltungsproblemen grösste Aufmerksamkeit zu schenken. Es sollte dabei sicher möglich sein, einiges aus den Erfahrungen mit der amerikanischen Antimonopolorganisation zu lernen, die u. a. auch mit der Verhängung von Strafen arbeitet.

Die Lösung von Miksch mutet zwar radikaler an, dagegen mag sie in gewissen besonders gelagerten Fällen, in denen der Wettbewerb der Natur der Sache nach einfach nicht funktioniert (wie z. B. in der Landwirtschaft) realistischer sein. Rein gedanklich erscheint jedenfalls die Einrichtung der gebundenen Konkurrenz als nicht ungeeignet, wenigstens den Versuch zu unternehmen, jene Märkte so zu organisieren, als ob vollständige Konkurrenz bestehe¹⁴⁹. Praktisch ist dies allerdings nur dann aussichtsreich, wenn es gelingt, die richtige Preishöhe zu treffen. Damit steht und fällt der ganze Erfolg der gebundenen Konkurrenz. Und hier freilich ist einige Skepsis erlaubt, wie sich im nächsten Abschnitt zeigen wird.

cc) Die Preiskontrolle

Im Mittelpunkt des Problems einer Marktverfassung für die Marktbereiche des unvollständigen Wettbewerbs und der Monopole steht die Frage der Preisbildung auf diesen Märkten. Während Eucken die freie Preisbildung vorzieht und den Staat erst dann im Sinne einer Preisfestsetzung eingreifen lassen will, wenn es entweder zum Verlustpreiskampf oder zu offensichtlich überhöhten Monopolpreisen kommt, sieht die Marktverfassung der gebundenen Konkurrenz und der staatlichen Lenkung nach Miksch von Anfang an

149) Ansätze hiezu sind z. B. im schweizerischen Landwirtschaftsgesetz zu finden.

zumindest einen Tiefstpreis vor, in den meisten Fällen jedoch gerade die Preisfestsetzung.

Bei der Verwendung eines gegebenen Vorrates eines Angebotsmonopols hält Eucken die Festlegung des Gleichgewichtspreises noch für relativ einfach. Es ergeben sich erst bedeutende Schwierigkeiten, sobald es sich „um laufende Produktion bei gegebenem Produktionsapparat handelt. Grundsätzlich ist der Preis so zu fixieren, dass Angebot und Nachfrage bei diesem Preis ins Gleichgewicht kommen und er zugleich gerade die Grenzkosten deckt“¹⁵⁰. So einfach sich dies anhört, so schwierig ist es in der Praxis, die Höhe der Grenzkosten zu ermitteln. Deshalb dürfte es sich nach Eucken in jenen Fällen, in denen die Grenzkosten höher sind als die Durchschnittskosten, empfehlen, einen zwar nicht ganz systemgerechten, aber dafür leichter festzustellenden Preis zu wählen, nämlich „den Schnittpunkt von Durchschnittskosten und Nachfragekurve“¹⁵¹. Die Preiskontrolle des Monopolamtes muss ferner dafür Sorge tragen, dass jener langfristige Druck zur Rationalisierung und zur Senkung der Kosten und Preise, wie er sich bei vollständiger Konkurrenz bemerkbar macht, nicht wegfällt. Zu diesem Zweck müssen die Preise von Zeit zu Zeit vom Monopolamt revidiert, d. h. herabgesetzt, werden, selbst auf die Gefahr hin, dass ein Werk, das mögliche Verbesserungen unterlassen hat, mit Verlusten zu rechnen hat. „Das Monopolamt sollte sich davor hüten, den vorhandenen Produktionsapparat auf die Dauer als eine gegebene Grösse anzusehen“¹⁵².

Eucken hält die Preisfestsetzung im Falle eines Monopolisten mit Einzelbetrieb für leichter¹⁵³, während Miksch im Gegenteil gerade diesen Fall für den schwierigsten erklärt, weil hier nicht einmal Durchschnittskosten vorhanden seien, die als Richtlinie dienen könnten¹⁵⁴. Zur Beseitigung des Monopolgewinns muss hier versucht werden, die Ausbringung unter Senkung des Preises bis zu dem Punkte zu erweitern, an dem Gesamtumsatz und Gesamtkosten einschliesslich einer angemessenen Verzinsung des Kapitals einander gleich sind. „Preis und Ausbringung werden dabei auf einen Stand gebracht, als ob freie Konkurrenz bestünde“¹⁵⁵.

150) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 297.

151) Ebenda.

152) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 297.

153) W. Eucken, Wettbewerb als Grundprinzip der Wirtschaftsverfassung, in: Schriften der Akademie für deutsches Recht, Heft 6, Abteilung Wirtschaftswissenschaften, S. 42.

154) L. Miksch, Der Schutz des Wettbewerbs in der sozialen Marktwirtschaft, Seite 31.

155) L. Miksch, Wettbewerb als Aufgabe, S. 101.

Anders liegen die Verhältnisse wiederum im Falle des Oligopols oder des Kollektivmonopols, bei denen mehrere Anbieter vorhanden sind. Im Hinblick auf den Hauptzweck der gebundenen Konkurrenz, nämlich das Ausweichen in Richtung Verlustpreiskampf oder Kartellpreis zu verhindern, gibt es nach Miksch verschiedene Möglichkeiten:

„Man kann beispielsweise einen Marktpreis festsetzen und seine Unterschreitung von dem Nachweis abhängig machen, dass eine echte Kostensenkung die Preisherabsetzung ermöglicht. Auf diesem Gedanken beruht das Kalkulationskartell. Man kann aber auch die Nachfrage zusammenfassen und einen Preis errechnen, der dem Durchschnitt der tatsächlichen Kosten der einzelnen Anbieter entspricht. Unternehmungen, die unterdurchschnittliche Kosten verzeichnen, erhalten auf diese Weise eine Differentialrente, während leistungsschwache Unternehmer keine volle Kostendeckung erzielen“¹⁵⁶.

Die eigentliche Schwierigkeit der Preiskontrolle liegt darin, dass es keinen unabhängigen Marktpreis gibt, der der Preisfestsetzung zugrunde gelegt werden könnte. Die staatliche Preisfestsetzung, wie sie zum Beispiel im Rahmen der gebundenen Konkurrenz zur Anwendung kommt, sollte vor allem zwei Grundsätze beachten¹⁵⁷:

1. Der Preis sollte einheitlich sein.
2. Er muss irgendeinem Durchschnitt der zwischenbetrieblichen Kostenstreuung entsprechen.

Die Alternative zum Einheitspreis bestünde in einem nach den individuellen Selbstkosten der Unternehmer abgestuften Preis. Ein solcher Kostenpreis birgt aber bedeutende Nachteile gegenüber dem Einheitspreis in sich. In erster Linie ist die Wirkung auf den Leistungswillen des Produzenten ganz anders. Der Einheitspreis — sei er bei freier Konkurrenz oder durch Setzung zustande gekommen — bewirkt eine Abstufung der Gewinne nach den individuellen Selbstkosten. Dies kommt einer Prämie für den guten Betrieb gleich und benachteiligt den schlechten Betrieb. Er zwingt die Unternehmer, die Leistung zu verbessern, d. h., die Kosten zu senken. Er bestraft jedoch die Trägheit und Bequemlichkeit in Form von Rückschrittlichkeit, indem nicht nur der Gewinn verloren gehen kann, sondern sogar der Ersatz der Selbstkosten nicht gesichert ist, wie etwa beim Kostenpreis. Dem Leistungswettbewerb und der natürlichen Auslese trägt somit der Kostenpreis in keiner Weise Rechnung.

156) L. Miksch, Möglichkeiten und Grenzen der gebundenen Konkurrenz, Seite 104/105.

157) Vgl. hiezu E. Preisler, Wettbewerbspreis und Kostenpreis, in: Schriften der Akademie für deutsches Recht, Heft 6, S. 107 f.

Ist aber der Preis gegeben, so setzt sich jede Kostensenkung automatisch in Gewinn um; damit wird ein unerhörter Anreiz für die Leistungssteigerung gegeben und es entsteht ein Leistungswettbewerb. Infolgedessen ist der Einheitspreis recht eigentlich ein *Wettbewerbspreis* zu nennen. Das entscheidende Merkmal eines Wettbewerbspreises, wie er bei vollständiger Konkurrenz entsteht, liegt nämlich nicht, wie man auf den ersten Blick meinen könnte, darin, dass er aus dem freien Spiel von Angebot und Nachfrage entsteht. Auch der Monopolpreis entsteht im Grunde auf diese Weise. Preiser sagt zu diesem Problem: „Wettbewerb ist eine Marktform, die Marktform, bei der die Anbieter oder Nachfrager den Preis als eine für sie gegebene Grösse hinnehmen. Wettbewerbspreis ist der Preis, der von ihnen hingenommen wird — gleichgültig wie er zustandekommt“¹⁵⁸.

Dieser Preis kann sich entweder im freien Spiel von Angebot und Nachfrage gebildet haben, er kann aber auch vorgeschrieben sein. Das entscheidende Kriterium für das Vorliegen vollständiger Konkurrenz ist somit die Tatsache, dass der Preis von den Marktbeteiligten als Datum hingenommen wird, auf das der einzelne keinen privatwirtschaftlich relevanten Einfluss hat.

Wettbewerb ist zwar auch möglich, wo der Preis kein Datum ist, z. B. beim Oligopol, aber er ist dann eben nicht vollständig, d. h., die einzelnen Marktteilnehmer haben die Möglichkeit, Marktstrategie zu treiben.

Leistungssteigerung ist hier ebenfalls möglich, sie ist es sogar im Fall des reinen Monopols. Das Entscheidende ist aber, dass dafür gar keine Notwendigkeit besteht, in den Fällen, in denen der Preis kein Datum ist.

Damit ist die klare Überlegenheit des Einheitspreises erwiesen, der es analog dem echten Leistungswettbewerb unmöglich macht, privatwirtschaftlichen Erfolg anders als auf dem Wege einer äquivalenten Leistung zu erringen.

Das Prinzip des „als ob“ ist nunmehr im wahrsten Sinne des Wortes erfüllt. Durch die staatliche Preisfestsetzung wird der Preis in allen Marktformen zum Datum, und überall, mit Ausnahme des Vollmonopols, entsteht echter Leistungswettbewerb. Im Gegensatz zum freien Wettbewerb, der durch die freie Preisbildung gekennzeichnet ist, heisst dieser gebundener Wettbewerb. Für seine Einführung können verschiedene Gründe vorliegen. Den Anstoss kann die Ausartung des freien Wettbewerbs in den Marktformen der unvollständigen Konkurrenz bilden. Oder es besteht zwar Leistungswettbewerb, aber die Eigenart der Produktionsbedingungen führt zu starken Einkommensschwankungen, wie z. B. in der Landwirtschaft. Er

158) E. Preiser, Wettbewerbspreis und Kostenpreis, S. 116.

kann auch gewisse Kartelle ablösen, die sich nicht in die Marktform der vollständigen Konkurrenz überführen lassen.

Das zweite Hauptproblem besteht aber in der Preishöhe. Nur wenn der richtige Preis getroffen wird, dürfen wir die geschilderten Wirkungen erwarten. Über den Schwierigkeitsgrad eines solchen Unterfangens dürften nun allerdings kaum Zweifel bestehen. Es seien in diesem Zusammenhang nur die wichtigsten Momente erwähnt:

Erstens sind die Kosten eines monopolistischen Unternehmens meistens falsch, d. h. überhöht, so dass es schwer fällt, hier einen Kostenpreis zu errechnen.

Zweitens sind die Unternehmer in ihrer Branche unvermeidlich sachverständiger als die Beamten des Monopolamtes, die infolgedessen einen schweren Stand haben werden.

Hinzu tritt die Gefahr des politischen Druckes sowie ein, wie Böhm es nennt, „beamtenmässiger Fürsorge- und Betreuungseifer“¹⁵⁹ der Aufsichtsbeamten, der in den USA die Monopolkontrolle vielfach illusorisch gemacht haben soll. Dieser äusserte sich darin, dass die betreffenden Beamten sich binnen weniger Jahre „mit den Sonderinteressen, ja sogar mit den Monopolinteressen der zu überwachenden Wirtschaftszweige identifizierten“¹⁶⁰.

Böhm weist darauf hin, es sei eine ungewöhnlich schwierige Sache, in einer bestimmten geschichtlichen Situation einen volkswirtschaftlich richtigen Preis im Falle eines Monopols oder Dyopols zu bilden und diesen sodann dauernd bei sich ändernden Daten grundsatzgerecht der jeweiligen Lage anzupassen. „Selbst bei bestem Willen kann der volkswirtschaftlich geschulteste Mensch nichts anderes tun, als den Preis nach bestem Wissen und Gewissen so ungefähr über den Daumen zu peilen“¹⁶¹. Selbst wenn es aber theoretisch möglich wäre, diesen „als ob“-Preis zu errechnen, so fährt Böhm fort, so stehe es dahin, „ob es tatsächlich zutrifft, dass dieser Preis die Kraft hat, die Mengen- und Produktionspolitik eines Monopolisten so zu steuern, wie er die Mengen- und Produktionspolitik vieler im Wettbewerb miteinander stehender Unternehmer steuern würde“¹⁶².

159) F. Böhm, Das Kartellproblem, in: Zeitschrift für schweizerische Volkswirtschaft und Statistik, Jg. 1951, S. 212.

160) Ebenda.

161) F. Böhm, Das Kartellproblem, S. 195.

162) Ebenda.

DRITTER TEIL

Kritische Würdigung

SIEBTES KAPITEL

Modell und Wirklichkeit

a) Kritik der neoliberalen „Beweisführung“

In einer freien, arbeitsteiligen Verkehrswirtschaft gibt es keinen Zentralplan. Sämtliche Wirtschaftssubjekte stellen autonome Wirtschaftspläne auf, die sodann durch das Preissystem koordiniert werden.

Nach neoliberaler Ansicht besteht nun, wenn wir die Formulierung von Böhm nehmen, „in der Theorie Übereinstimmung, dass nur Preise, die unter den Bedingungen vollständigen bilateralen Wettbewerbs zustandekommen, ihre volkswirtschaftliche Steuerungsfunktion voll erfüllen“¹.

Die Neoliberalen stützen sich dabei auf das sogenannte Modell der vollständigen Konkurrenz, das u. a. eine atomistische Marktstruktur voraussetzt und in der Tat geradezu ideale Ergebnisse zeitigt². Nicht nur sind optimale Güterversorgung, Vollbeschäftigung, Gleichgewicht, optimale Freiheit und Entlohnung gemäss Leistung gesichert, sondern es besteht auch eine völlige Harmonie zwischen Einzelinteresse und Gesamtinteresse, weil das privatwirtschaftlich vorteilhafte Verhalten zugleich das volkswirtschaftlich richtige ist.

Setzt man nun aber im Modell an Stelle der reinen Konkurrenz monopolistische Bedingungen, so zeigt sich, dass die in jeder Hinsicht idealen Resultate des Modells der vollständigen Konkurrenz nicht mehr gewährleistet sind, ja in ihr Gegenteil verkehrt werden können.

Sie sind zwar nicht unmöglich, dann nämlich nicht, wenn sich der Monopolist aus freien Stücken konkurrenzanalogue verhält. Aber es besteht dafür

1) F. Böhm, Das Kartellproblem, S. 194.

2) Man könnte freilich darüber geteilter Meinung sein, ob diese Ergebnisse wirklich in jeder Hinsicht so hervorragend seien. Es muss daran erinnert werden, dass der Marktmechanismus als solcher ethisch indifferent ist und dass ihm soweit auch bei Vorliegen vollständiger Konkurrenz gewisse sozialpolitische Mängel wesensgemäss anhaften.

Vgl. zur Frage der Gerechtigkeit im Modell der vollständigen Konkurrenz: Josua Werner, Wohlstand, Freiheit und Gerechtigkeit, St. Gallen, 1951, S. 87 f.

keinerlei Gewähr und vor allem auch nur eine geringe Wahrscheinlichkeit, schon weil das Eigeninteresse nun nicht mehr mit dem Gesamtinteresse übereinstimmt und den Monopolisten vom konkurrenzanalogen und zugleich volkswirtschaftlich richtigen Verhalten wegführt.

Daraus ziehen nun die Neoliberalen den auf den ersten Blick sehr einleuchtenden Schluss, dass mit den Monopolen möglichst aufgeräumt werden müsse, wenn man eine befriedigend funktionierende Wirtschaft erreichen wolle.

Die „Richtigkeit“ des Modells der vollständigen Konkurrenz kann nun zwar keineswegs bestritten werden. Die Beweisführung an und für sich bleibt also logisch unangreifbar. Sie wird auch dadurch nicht falsch, dass sie „wesentliche Elemente der Wirtschaft nicht einbezieht, sondern sie ist nur nach ihren eigenen Voraussetzungen in ihrem Erkenntnis- und Anwendungswert und -Bereich beschränkt“³.

Mit andern Worten: Problematisch wird die Sache dann, wenn man die Begrenztheit des Erkenntnis- und Anwendungswerts übersieht und in die alte Todsünde der rationalen Theorie verfällt, Schlüsse, die am gedanklichen Modell gewonnen sind, ohne weiteres auf die Wirklichkeit zu übertragen.

In diesem Sinne weist Salin darauf hin, dass „gerade zum Verständnis und zur Meisterung der Wirklichkeit, die das letzte Ziel aller Theorie ist, die reine Rationaltheorie und das beste Wirtschaftsmodell nicht ausreicht, nicht ausreichen kann, wenn und solange nicht die Wirtschaft selbst ausschliesslich aus den rationalen Elementen der Tauschwirtschaft zusammengesetzt ist“⁴. Rationale Theorie vermittelt, wie er sich ausdrückt, immer nur Teilerkenntnis, im Gegensatz zur anschaulichen Theorie, deren Absicht die Erfassung der „essence“, die Erfassung des Gesamtwesens der Wirtschaft sei. Dabei stellt er von vornherein klar, dass auch eine sogenannte dynamische Theorie zwar die Teilerkenntnis der Tauschwirtschaft zu verbessern und ihre Brauchbarkeit für die Gesamterkenntnis zu erhöhen geeignet sei, dabei aber letzten Endes gleich wie die statische nur-rational sei, womit sie ebenfalls auf die Erkenntnis der „essence“ verzichte⁵.

Sind die Neoliberalen nun tatsächlich derart engstirnige „Modellschreiner“, dass sie dies alles nicht erkannt haben? Wir möchten vorsichtig sein in der Beantwortung dieser Frage. Zumindest möchten wir bezweifeln, dass etwa einem Theoretiker vom Range Euckens solch fundamentale Zusammenhänge nicht bekannt waren. Ob er sie jedoch genügend gewürdigt und in seinen Vorschlägen berücksichtigt hat, steht auf einem anderen Blatt.

3) Edgar Salin, Geschichte der Volkswirtschaftslehre, 4. Aufl. 1951, S. 195.

4) E. Salin, a. a. O., S. 193.

5) Vgl. E. Salin, a. a. O., S. 191.

Die Wirklichkeitsfremdheit des Modells der vollständigen Konkurrenz wird von den Neoliberalen sicherlich im Hinblick auf dessen Voraussetzungen anerkannt. So sind sie sich bewusst, dass die vollständige Konkurrenz im streng theoretischen Sinne (etwa wie sie von Jöhr definiert wird⁶⁾ in der Wirklichkeit niemals hergestellt werden kann.

Aber sie vertrauen darauf, dass, wenn diese Voraussetzungen z. B. in ihren wichtigsten Punkten auch nur einigermaßen verwirklicht werden können, die Ergebnisse der Wirtschaft im grossen und ganzen denen des Modells nicht weit nachstehen werden. Sie glauben also, in Worte von Böhm gekleidet, man könne wenigstens „eine Marktwirtschaft so einrichten, dass sie, im ganzen betrachtet, das Bild der Wettbewerbswirtschaft darbietet und dass demzufolge eine Ordnung entsteht, die sich — mit einigen Abstrichen — in der von Adam Smith und den auf seinen Ergebnissen aufbauenden Theoretikern angenommenen und erklärten Weise abspielt“⁷.

Dies steht nun aber nirgends geschrieben. Die Ergebnisse des Modells kommen mit Sicherheit nur im Rahmen seiner Voraussetzungen zustande. Können diese, wie es unvermeidlich ist, in weiten Bereichen der Wirtschaft nur mangelhaft oder überhaupt nicht verwirklicht werden, so ist es möglich, dass nicht nur die idealen Ergebnisse des Modells eine Abschwächung und Einbusse erfahren, sondern dass sich vielleicht völlig gegenteilige Tendenzen herausbilden.

In dieser Hinsicht scheinen die Neoliberalen die Beschränktheit des Erkenntnis- und Anwendungswerts des Modells übersehen zu haben. Der alte Harmonieglaube der Klassiker, gestützt auf ein Modell, lebt jedenfalls, wenn auch in einer etwas gewandelten Form, weiter. Zwar hat man den Irrtum des laissez faire eingesehen, doch glaubt man nach wie vor daran, dass sich innerhalb gewisser Rahmenbedingungen von selbst alles zum besten wende. Dafür spricht u. a. die Überzeugung, dass der Marktmechanismus die Fähigkeit zur Heilung endogener Störungen in praktisch unbegrenztem Masse besitze⁸.

Die neue Harmonieerwartung gilt aber „nur für eine Wettbewerbswirtschaft, nicht aber für eine von Monopolen und sonstigen krass atypischen Marktformen durchsetzte Wirtschaft“⁹. Hieraus erklärt sich neuerdings die zentrale Bedeutung der Monopolpolitik in der neoliberalen Wirtschaftsordnung.

6) Vgl. W. A. Jöhr, Das Modell der vollkommenen Konkurrenz, seine Funktion und seine Stellung in der Nationalökonomie, im Sammelband „Konkurrenz und Planwirtschaft“, Bern 1946, S. 54/55.

7) F. Böhm, Die Aufgaben der freien Marktwirtschaft, S. 12.

8) Vgl. oben S. 49/50 dieser Arbeit.

9) F. Böhm, Das Kartellproblem, S. 198.

b) Zur Realisierbarkeit der vollständigen Konkurrenz

Der Begriff der vollständigen Konkurrenz im Sinne des Modells hat nicht nur eine atomistische Marktstruktur, sondern, wie Jöhr gezeigt hat, noch weitere psychologische und technische Bedingungen zur Voraussetzung und ist deshalb völlig unrealistisch. So schreibt z. B. Marbach mit Recht: „Diese Art der Konkurrenz ist praktisch unerreichbar und auch der Staat, den die Neoliberalen insbrünstiger als irgendein Interventionist anrufen, wird sie nicht herzustellen vermögen“¹⁰. Schumpeter geht sogar noch weiter und betrachtet die im Modell der vollständigen Konkurrenz gemachten Annahmen als gleichbedeutend mit dem Ausschluss der charakteristischsten Züge der kapitalistischen Wirklichkeit¹¹.

Indessen sind sich ohne Zweifel auch die Neoliberalen dessen bewusst, dass es niemals möglich sein wird, die vollständige Konkurrenz modelltheoretischer Prägung universell oder völlig rein zu verwirklichen. Eucken und seine Gesinnungsgenossen verstehen denn auch unter vollständiger Konkurrenz, soweit sie als Ziel der Wirtschaftspolitik zur Diskussion steht, nichts anderes als diejenige Marktform, in der einander zahlreiche Anbieter und Nachfrager gegenüberstehen¹². Eine solche Deutung ist nun freilich schon viel wirklichkeitsnäher. Dennoch trifft es nach wie vor nicht zu, dass die Neoliberalen die vermessene Absicht hätten, diese Art der vollständigen Konkurrenz umfassend realisieren zu wollen, wie zuweilen behauptet wird. Ein solches Unterfangen wäre natürlich völlig weltfremd und müsste zu einem Chaos führen oder jedenfalls unabsehbare Wirkungen nach sich ziehen, so dass letzten Endes weder ein Gewinn an Wirtschaftlichkeit, geschweige denn an Freiheit zu erwarten wäre.

Deshalb weist beispielsweise Sieber darauf hin, es sei insofern nicht ganz genau, wenn in der Diskussion über Antimonopolpolitik das Ziel der Ver-

10) Marbach, Schweizerische Zeitschrift der Volkswirtschaft und Statistik, Jahrg. 87, 1951, S. 220.

11) J. Schumpeter, Kapitalismus, Sozialismus u. Demokratie, Bern 1946, S. 173.

12) W. Eucken, Grundsätze der Wirtschaftspolitik, S. 24: „Wer Modelle frei konstruiert und nicht die Formen in der Wirklichkeit sucht, treibt ein Spiel – nicht mehr. Wird etwa das Modell der Konkurrenz so bezeichnet, dass alle Güter und alle Anbieter in jeder Hinsicht homogen sein sollen, so ist von vornherein darauf verzichtet, die reale Konkurrenz, wie sie in der wirtschaftlichen Wirklichkeit existiert, zu bezeichnen.“

L. Miksch, Wettbewerb als Aufgabe, S. 33: „Die vollständige Konkurrenz ist gegeben, wenn die Zahl der Marktteilnehmer eine sehr grosse ist. Eine andere Bedingung ist nicht erforderlich, denn alle Eigenschaften, die sonst noch als Merkmale einer ‚Unvollkommenheit des Marktes‘ aufgezählt werden, lassen sich, wie noch zu zeigen sein wird, auf das Verhältnis von Marktteilnehmerzahl und Marktumfang zurückführen.“

wirklichung der reinen Konkurrenz bisweilen mit dem sogenannten Neoliberalismus in Zusammenhang gebracht werde, „als viele Vertreter dieser Richtung nicht empfehlen, die beidseitige reine Konkurrenz zu realisieren. Sie postulieren bloss, dass der Staat mit seiner Antimonopolpolitik in dieser Richtung wirken soll“¹³. Sieber betrachtet dies als ein weitaus harmloseres Ziel, weil dann in jenen Branchen, wo die kleinbetriebliche Produktionsweise unmöglich und unzweckmässig wäre, auf die Verwirklichung der beidseitigen reinen Konkurrenz verzichtet werde.

Eine Anzahl Ökonomen vornehmlich marxistischer Prägung halten aber auch eine dergestalt abgeschwächte Zielsetzung für utopisch, weil sie von der Zwangsläufigkeit der Monopolisierung überzeugt sind. Sie bezeichnen dementsprechend eine Beseitigung als sinnlos, weil dadurch ganz einfach der Nährboden für eine neuerliche Monopolbildung wieder geschaffen würde.

Soweit hiermit lediglich ein Hinweis gegeben werden soll auf die durch die technische Entwicklung zumindest in bestimmten Bereichen der Wirtschaft hervorgerufene oder doch geförderte Konzentrationstendenz, kann füglich nichts dagegen eingewendet werden. Fragwürdig erscheint uns jedoch jene extreme Auffassung von Zwangsläufigkeit, die der staatlichen Monopolpolitik überhaupt jede Möglichkeit der Einflussnahme absprechen will. Das Problem dreht sich ja nicht so sehr darum, ob die Monopolisierung aufzuhalten ist. Gewiss ist sie das, wenn die hiezu eingeschlagene Monopolpolitik rigoros genug ist und man jeden Preis zu zahlen gewillt ist. Allein es fragt sich, wie weit man gehen kann, ohne die „efficiency“ und damit den Wohlstand sowie die Freiheit ganz grundlegend zu gefährden.

Dies wiederum hängt allerdings entscheidend davon ab, ob zur Hauptsache „endogene“ Faktoren, eben die technische Entwicklung und die durch sie bedingte Erhöhung der optimalen Betriebsgrösse, oder „exogene“ Faktoren, namentlich die staatliche Wirtschafts- und Rechtspolitik, für die zunehmende Konzentrationstendenz verantwortlich zu machen sind.

Wenn man, so meint z. B. Haussmann¹⁴, die exogenen Faktoren, unter denen er vor allem den Einfluss des Krieges auf die Wirtschaft sowie das Auf und Ab der Konjunkturbewegung¹⁵ versteht, aus der eigentlich strukturellen Konzentrationsbewegung herauslöse, so bleibe nur noch ein Bruchteil dessen übrig, was man bisher als Konzentrationserscheinungen im all-

13) H. Sieber, Über das Ziel der staatlichen Monopolpolitik, in: Schweiz. Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 1952, S. 140.

14) F. Haussmann, Die Konzentration an ihrer Schicksalswende, Basel 1940, Seite 31f.

15) Hier muss allerdings beachtet werden, dass die Ursachen der Konjunkturbewegung zumindest teilweise wiederum endogener Natur sind.

gemeinen anzusehen pflegte, wozu dann erst noch das Vorhandensein rückläufiger Tendenzen komme. „Würden diese rückläufigen Tendenzen, die nicht minder ‚natürlich‘ sind als die Konzentrationsbewegung selbst, nur ungefähr in demselben Masse von der staatlichen Wirtschaftspolitik begünstigt und ihnen zum Durchbruch verholfen werden, wie andererseits bisher die Konzentrationsbewegung von staatswegen positiv geschützt und gefördert wurde, so würde ein weiterer recht erheblicher Teil dieser ‚allgemeinen Konzentrationstendenz‘ in sich zusammensinken“¹⁶.

Die Neoliberalen ihrerseits geben zwar zu, dass eine gewisse Tendenz zum Steigen der optimalen Betriebsgrösse in Richtung einer Monopolisierung wirkt. Sie betonen aber, dass auch starke Kräfte zugunsten einer Neubelebung der Konkurrenz am Werke sind und dass es vor allem „möglich ist, von der Politik und Gesetzgebung her die eine oder andere Tendenz zu fördern oder zurückzudrängen“¹⁷. Die Tatsache, dass die Monopolisierung heute so weit fortgeschritten ist, wird von den Neoliberalen denn auch grösstenteils auf die unbestreitbare Begünstigung der Monopole seitens des Staates zurückgeführt.

Wie weit ist nun echte Leistungsüberlegenheit Ursache des offensichtlichen Gedeihens von Konzernen, Trusts und Mammutunternehmen, so dass man in gewissem Sinne tatsächlich von einer Zwangsläufigkeit der Entwicklung sprechen kann, und wie weit beruht es auf Privilegien aller Art oder äusseren Ereignissen, die dem kapitalistischen System keineswegs inhärent sind?

Beide Erklärungen bergen sicherlich einen wahren Kern, ohne Anspruch auf generelle Geltung erheben zu können. Genauer auszusagen erweist sich als äusserst schwierig. „Wir können nämlich wissenschaftlich nicht eindeutig und schlüssig beweisen, dass die gegenwärtige Struktur der Wirtschaftsordnung ein Ergebnis willkürlicher menschlicher Eingriffe ist oder das Produkt eines evolutionären, aus den sachlichen und geistigen Grundlagen und Elementen des Wirtschaftssystems sich entfaltenden Prozesses, der in einem mehr oder weniger hohen Grade unabhängig von unserem bewussten Willen vor sich geht“¹⁸. Immerhin spricht viel für die Vermutung, dass die exogenen Faktoren jedenfalls eine gewichtige Rolle spielen. Wenn also die im

16) F. Haussmann, Die Konzentration an ihrer Schicksalswende, S. 49, sowie S. 50: „Setzen aber demgemäss aktiv derartige Korrekturen und Anpassungen ein, was bleibt dann noch von der suggestiven Perspektive der ‚unaufhaltsamen Selbstsozialisierung infolge der Konzentration‘ theoretisch und praktisch übrig?“

17) F. Böhm, Die Aufgaben der freien Marktwirtschaft, S. 12.

18) V. F. Wagner, Die Stellung der Landwirtschaft im Konkurrenzsystem, Referat an der 8. Arbeitstagung der Studiengruppe für theoretische Nationalökonomie, Zürich, 1. Juni 1946, S. 6.

vorliegenden Abschnitt besprochenen kritischen Einwände teilweise einer gewissen Berechtigung nicht entbehren, so sind sie doch keineswegs stichhaltig genug, um die neoliberale Monopolpolitik aus den Angeln zu heben.

Indessen führt uns die eben angetönte Frage der Leistungsüberlegenheit zur Erörterung des umfassenderen Problems der volkswirtschaftlichen Auswirkungen der Monopole im allgemeinen. Dieser im folgenden zu diskutierende Punkt besitzt nun allerdings entscheidendes Gewicht.

c) Die volkswirtschaftlichen Aspekte der Monopole

aa) Das Problem

Ist es berechtigt, die Monopole grundsätzlich als schädlich zu betrachten, so erscheint es uns folgerichtig, ein Maximum an Wettbewerb anzustreben und dabei ganz einfach, um mit Böhm zu sprechen, an die Grenzen des Erreichbaren zu gehen^{18a}. Umgekehrt wäre ein solches Vorgehen natürlich verfehlt, wenn den Monopolen, wie das die meisten nicht neoliberalen Theoretiker tun, neben gelegentlichen schädlichen Auswirkungen in zahlreichen Fällen auch höchst nützliche Funktionen im Rahmen der Gesamtwirtschaft zuzuschreiben sind. Bei einer solchen Auffassung kann es sich eigentlich, soll eine ernste Schädigung der Wirtschaft vermieden werden, in der Hauptsache bloss darum handeln, die hin und wieder auftretenden Übertreibungen und Missbräuche wirtschaftlicher Macht zu bekämpfen.

Abgesehen hievon müsste allerdings zuerst abgeklärt werden, wie weit eine Monopolpolitik unter Berücksichtigung der politischen, wirtschaftlichen und soziologischen Gegebenheiten überhaupt gehen kann, ohne auf unüberwindliche Hindernisse zu stossen und ohne dass der Nettoeffekt gleich Null oder gar negativ wird. Dies soll uns jedoch im folgenden Kapitel beschäftigen.

Vor allen Dingen müssen wir uns also fragen: Sind die von den Neoliberalen als Ausgangspunkt benützten Modelle geeignet, die Wirkungen der Monopole einwandfrei zu bestimmen? Oder ist etwa der Vorwurf berechtigt, die Neoliberalen orientierten sich an einem theoretischen Denkmodell, das mit der Wirklichkeit herzlich wenig zu tun habe, weshalb auch die darauf aufgebaute Monopolpolitik gänzlich verfehlt sei?

Wie wir schon im ersten Abschnitt dieses Kapitels festgestellt haben, ist es unzweifelhaft, dass kein Modell, und sei es noch so raffiniert konstruiert,

18a) Vgl. F. Böhm, Die Aufgaben der freien Marktwirtschaft, S. 38.

der lebendigen Wirklichkeit voll entspricht — „das lebendige Wesen ist, wie man auch die Modelle drehe, etwas anderes als nur die Summe von Beziehungen, und Wesenserkenntnis lässt sich nicht durch noch so verfeinerte Mechanik allein gewinnen“¹⁹.

Dass dies ganz besonders für das Modell der vollständigen Konkurrenz gilt, ergibt sich allein schon daraus, dass dieses rein statischer Natur ist und deshalb dem dynamischen Wirtschaftsgeschehen in keiner Weise Rechnung zu tragen vermag. Damit haben aber die aus dem Modell zu ziehenden Schlussfolgerungen für die Praxis nur bedingten Wert, ist es doch sehr wohl möglich, dass gewisse Tatbestände, wie z. B. ein Monopolgewinn oder eine Preisfixierung, die in einer stationären Wirtschaft als schädlich bezeichnet werden müssten, in einer sich fortwährend entwickelnden Wirtschaft eine höchst nützliche, ja notwendige Funktion erfüllen und auf lange Sicht sogar entscheidend zu Fortschritt und Hebung des allgemeinen Wohlstandes beitragen.

Wir wollen hier einem Ökonomen das Wort geben, der dies ganz besonders klar und überzeugend dargelegt hat und von dem Joan Robinson einmal geschrieben hat, dass er den ganzen „Papageienkäfig zeitgenössischer ökonomischer Theoretiker“ aufwiege²⁰: Joseph Schumpeter.

bb) Die Stellungnahme Schumpeters gegenüber den Monopolen

Schumpeter steht den Monopolen freundlich gegenüber, weil er ihnen eine nützliche Rolle zuschreibt und ihnen per Saldo eher fortschrittsfördernden denn hemmenden Charakter zuerkennt. Den Ausgangspunkt seiner Erwägungen bildet die Erklärung des Kapitalismus als „Prozess der schöpferischen Zerstörung“, in dem das Marktgeschehen fortwährend die alten Wirtschaftsstrukturen zerstört und sie durch neu geschaffene ersetzt.

Während in den Lehrbüchern heute immer noch die Preiskonkurrenz innerhalb eines starren Systems unveränderter Bedingungen — namentlich der Produktionsmethoden und der Formen der industriellen Organisation — im Vordergrund stehe, zähle im Unterschied hiezu in der kapitalistischen Wirklichkeit nicht diese Art der Konkurrenz, vielmehr sei die Konkurrenz der neuen Ware, der neuen Technik, der neuen Versorgungsquelle und des neuen Organisationstyps entscheidend, „jene Konkurrenz, die über einen

19) E. Salin, Geschichte der Volkswirtschaftslehre, S. 193.

20) Joseph A. Schumpeter, Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, Deutsche Übersetzung, Bern 1946; obiges Zitat findet sich in der Einleitung von Edgar Salin, Seite 9.

entscheidenden Kosten- und Qualitätsvorteil gebietet und die bestehenden Formen nicht an den Profit- und Produktionsgrenzen, sondern in ihren Grundlagen, ihrem eigentlichen Lebensmark trifft“²¹.

Angesichts der sich im Prozess der schöpferischen Zerstörung rasch ändernden Bedingungen erfordere jede langfristige Investition gewisse Schutzmassnahmen, wie Patente, zeitweilige Verfahrensgeheimnisse oder langfristige, im voraus abgeschlossene Verträge. Als Ersatz oder als notwendige Ergänzung hiezu bilde auch die monopolistische Preisstrategie eine Art Versicherung gegen das Risiko des Prozesses der schöpferischen Zerstörung, indem sie eine raschere Abschreibung erlaubt oder die Schaffung einer Überkapazität zwecks Angriff oder Verteidigung.

Schumpeter hält dafür, dass bei Vorherrschen der vollständigen Konkurrenz die Einführung neuer Produktionsmethoden und neuer Waren vielfach ganz einfach unmöglich wäre. Erst eine durch Monopole abgedämpfte Wirtschaft könne deshalb den Fortschritt in grossem Stile und damit einen immer reichlicheren Wohlstand verwirklichen. Monopolistische Praktiken wie preispolitische Massnahmen erschienen zwar ex visu eines gegebenen Zeitpunktes als Plünderung und als Verlust von Produktionsangelegenheiten²². Indessen seien derartige Einschränkungen unter den Bedingungen des ewigen Sturmes als grösstenteils unvermeidbare Zwischenfälle eines langfristigen Expansionsprozesses anzusehen, „den sie mehr schützen als hemmen“²³.

Schumpeter betont zwar, es habe gewiss keinen Sinn, auf diese Weise veraltete Industrien auf unbestimmte Zeit zu erhalten, doch sei es sinnvoll, einen plötzlichen Zusammenbruch solcher Industrien, der zum Ausgangspunkt kumulativer depressiver Wirkungen werden könne, zu vermeiden und ihn statt dessen in einen geordneten Rückzug zu verwandeln.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Schumpeter angesichts des ständig fortschreitenden dynamischen Entwicklungsprozesses die Einbussen an Wohlstand in einer von Monopolen durchsetzten Wirtschaft gesamthaft für geringer hält als in einer keinerlei Schranken unterworfenen Wettbewerbswirtschaft.

* * *

Diese eigenwilligen und viel diskutierten Schumpeterschen Thesen haben wesentlich zur Klärung eines wichtigen Aspekts des Monopolproblems beigetragen. Sie zeigen, inwiefern den restriktiven Massnahmen der wirtschaft-

21) J. Schumpeter, a. a. O., S. 140.

22) Vgl. J. Schumpeter, a. a. O., S. 145.

23) J. Schumpeter, a. a. O., S. 146.

lichen Machtstellungen eine gänzlich neue, vielfach unerkannte Bedeutung zukommt, die sie in einem stationären Zustand nicht hätten.

Gewiss ist Schumpeter nicht der erste, der die positiven Seiten der Monopole zu würdigen wusste. Sein besonderes Verdienst liegt aber eben darin, mit der Unterstreichung der Funktion der Monopole im Rahmen der schöpferischen Zerstörung einen Punkt ins Rampenlicht gerückt zu haben, der von den meisten Ökonomen nicht in seiner vollen Bedeutung erkannt worden ist.

Dieser Vorwurf ist ganz besonders gegenüber den Neoliberalen am Platze, die schon auf Grund ihrer statischen Betrachtungsweise solche Überlegungen völlig ausser acht liessen.

Was die mehr konventionellen Argumente Schumpeters zugunsten der Monopole anbelangt, so sind diese schon eher anfechtbar. Wir denken hier besonders an die bereits erörterte Überlegenheit des Grossbetriebs sowie an die konjunkturpolitischen Wirkungen der Monopole. Namentlich der letzte Punkt dürfte in der heutigen Zeit stark ins Gewicht fallen. Wiederum halten die Neoliberalen das Gegenteil von dem für richtig, was Schumpeter sowie zahlreiche andere Ökonomen hinsichtlich der konjunkturdämpfenden Rolle der wirtschaftlichen Machtstellungen sagen. Leider liegt hier einmal mehr eine einheitliche Beantwortung kaum im Bereich des Möglichen, und wir müssen uns darauf beschränken, auf die Problematik der Frage hinzuweisen.

Die von der einen Partei postulierte Fähigkeit, starke Ausschläge nach oben und unten zu bremsen, wird mit der preisstabilisierenden Politik der Monopole begründet. Dieses Argument gilt also ohnehin nur insoweit, als wirklich eine solche Politik verfolgt wird.

Davon abgesehen ist aber umstritten, ob stabile Preise in einzelnen Wirtschaftszweigen wirklich zu einer Milderung der Konjunkturausschläge führen oder ob sie nicht im Gegenteil eine Verschärfung bewirken²⁴.

24) Diese zweite Auffassung wird u. a. von Wolfers (Das Kartellproblem im Lichte der deutschen Kartelliteratur, München, 1931, S. 115) und Böhm (Das Kartellproblem, a. a. O., S. 197) vertreten, die behaupten, infolge der Preisstabilisierung vermindere sich zwar das Konjunkturrisiko der monopolisierten Industrien, indessen zeigten sich um so stärkere Preisschwankungen auf den freien Märkten.

Dieser Schluss bedarf nun allerdings einer Einschränkung, sobald man nicht nur den eben besprochenen primären Inflations- bzw. Deflationsprozess, sondern auch den sekundären berücksichtigt. Der zuletzt genannte entsteht dadurch, dass die Wirtschaftssubjekte in Erwartung weiterer Preissteigerungen ihre gegenwärtige Nachfrage erhöhen, was zu einem neuerlichen Preisanstieg führt. Die besondere Gefahr einer solchen Inflation besteht darin, dass ihr praktisch keine Grenzen gesetzt sind, solange die Wirtschaftssubjekte annehmen, dass auf die jeweilige Teuerungswelle eine weitere folgen werde.

Dagegen können sich die Preise im Verlaufe der primären Inflation nur innerhalb eines gewissen Rahmens erhöhen, der durch die Kaufkraft bestimmt ist, die

Jedenfalls bildet die Dauerkrise der dreissiger Jahre nicht gerade einen Beweis für Schumpeters Behauptung, die Monopole wirkten der Depression entgegen.

cc) Folgerungen

Trotz der von Schumpeter und anderen Ökonomen erkannten positiven Seiten bleiben die Monopole doch in mancher Hinsicht problematisch.

Es besteht beispielsweise keinerlei Gewähr dafür, dass Marktregelungen nur da zustande kommen, wo dafür wirklich eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit besteht. Monopole werden also auch da auftreten, wo die freie Konkurrenz vom Standpunkt des Allgemeininteresses aus weit nützlicher wäre.

Abgesehen von der Bedrohung von Freiheit und Gerechtigkeit kann infolge Fehlens der Kontrolle durch die Konkurrenz der Monopolgewinn eine Höhe erreichen, die jedes volkswirtschaftlich vertretbare Mass überschreitet und die es rechtfertigt, von Ausbeutung und krassem Missbrauch wirtschaftlicher Macht zu sprechen. Desgleichen kann der Wohlstand auch dann eine beträchtliche Einbusse erfahren, wenn die Monopolisten es unterlassen, der Rationalisierung die unter dem Regime der Konkurrenz zwangsläufige Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Grenzen der Monopolmacht, mit Ausnahme der staatlichen oder staatlich geschützten, mögen zwar enger gezogen sein, als gemeinhin angenommen wird. Sofern der Monopolist das Spiel zu weit treibt, hat er unweigerlich mit dem Auftreten von Aussenseitern und Ersatzprodukten zu rechnen. Immerhin dürfte dieses Sicherheitsventil in vielen Fällen doch recht spät zu funktionieren beginnen. Die Notwendigkeit einer Monopolpolitik wird deshalb heute kaum mehr bestritten.

„Es gibt wirtschaftliche Machtstellungen, deren Gebaren im Interesse eines gesunden Leistungswettbewerbes in Schranken gehalten werden muss“, schreibt z. B. Marbach. „Dafür, dass dem so sei auf irgendeine zweckmässige Weise zu sorgen, darum wird, ob heute oder erst morgen, keine Regierung herumkommen, weil sie sich sonst vom Volkswillen desavouiert sähe und sich vielleicht sogar unmöglich machen würde“²⁵.

infolge der stabilen Preise in den monopolisierten Wirtschaftszweigen freigesetzt wird. Unter diesem Gesichtspunkt erhalten stabile Preise eine völlig neue Bedeutung, weil sie die sekundäre Inflation verhindern. (Vgl. hiezu auch Karl Haffner: Ein schweizerisches Kartellgesetz auf privatrechtlicher Grundlage, Diss. St. Gallen 1953, Seite 39 f.)

Selbst Schumpeter verkennt, ungeachtet seiner sonstigen Monopolfreundlichkeit, nicht, dass es schädliche Monopole gibt, die zu ungerechtfertigten Gewinnen und zu einer Verminderung der Güterversorgung führen. „Manche Fälle restriktiver oder regulativer Strategie“, so führt er aus, „haben ohne Zweifel jene schädliche Wirkung auf die langfristige Produktionsentwicklung, die kritiklos allen zugeschrieben wird“²⁶.

Und selbst dort, wo nach Schumpeters Auffassung den monopolistischen Praktiken eine nützliche Funktion im Rahmen der schöpferischen Zerstörung zuerkannt werden muss, „ist der Nettoeffekt eine Frage der Umstände sowie der Weise, in welcher und des Grades, bis zu welchem sich die Industrie in jedem einzelnen Falle selbst reguliert“²⁷.

Deshalb unterstreicht er, dass seine Argumente keineswegs auf eine Anklage gegen die staatliche Regulierung hinauslaufen. Wohl aber richteten sich diese gegen ein unterschiedsloses „Sprengen von Trusts“ oder gegen die Verfolgung alles dessen, was unter „Einschränkung der freien Konkurrenz“ fällt²⁸.

So einmütig heute die Ökonomen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, irgendeine Form von Monopolkontrolle befürworten, so entschieden lehnen die meisten eine Wettbewerbsordnung nach neoliberalen Muster ab. Insbesondere richtet sich die Kritik gegen das „Eintopfgericht Monopolverbot“ — wie Marbach es nennt —, das in keiner Weise den in der Praxis äusserst differenziert liegenden Verhältnissen Rechnung trage²⁹.

Wenn auch u. E. eine solche Darstellung der Dinge unzutreffend ist³⁰, so besteht doch neoliberalerseits eine gewisse Neigung, die Monopole, zumindest was die Beurteilung ihrer volkswirtschaftlichen Auswirkungen anbetrifft, alle mehr oder weniger über einen Leisten zu schlagen. Unter diesen Umständen verstärkt sich jene Vermutung, die schon da und dort aufgetaucht war, dass nämlich die neoliberale Monopolpolitik in manchen Punkten zu weit geht, zusehends. Bevor wir uns jedoch ein endgültiges Urteil bilden, wollen wir, nachdem wir nunmehr die theoretischen Grundlagen der neoliberalen Monopolpolitik kritisch beleuchtet haben, auch die Möglichkeiten einer praktischen Durchführung prüfen.

25) F. Marbach, Zur Frage der antimonopolistischen Intervention, in: *Wirtschaft und Recht*, Jg. 1949, S. 222.

26) J. Schumpeter, a. a. O., S. 150.

27) Ebenda.

28) J. Schumpeter, a. a. O., S. 150.

29) F. Marbach, Zur Frage der antimonopolistischen Intervention, S. 225.

30) Vgl. unten, Seite 85 ff. dieser Arbeit.

Grenzen der Antimonopolpolitik

Jeder Monopolpolitik sind ohne Zweifel eine Reihe von Grenzen wirtschaftlicher, politischer und soziologischer Natur gesetzt, deren Überschreitung sich entweder überhaupt als unmöglich erweist oder doch mit solchen Nachteilen verbunden ist, dass kaum mehr ein positiver Nettoeffekt erwartet werden darf.

Eine sinnvolle Monopolpolitik muss aber insbesondere stets von der stillschweigenden Voraussetzung ausgehen, dass ein vernünftiges Verhältnis besteht zwischen dem enormen Aufwand, der Einbusse an Freiheit sowie weiteren Nachteilen einerseits zu den erreichten Ergebnissen anderseits.

Leider kann man jedoch „nicht einen Trompeter dadurch zum besseren Blasen bringen, dass man ihn immer stärker vor den Bauch tritt“, sondern in dem ‚System der Ordnung der natürlichen Kräfte‘ „hat zwar nicht die Leistungssteigerung als solche, wohl aber die Intervention zum Zwecke der Leistungserhöhung von aussen her ihre naturgemässe Grenze“³¹.

In diesem Sinne sei nunmehr eine Reihe von Gesichtspunkten hervorgehoben, die das eben aufgeworfene Problem zwar nicht erschöpfend, doch wie wir glauben in den wesentlichen Belangen zu erhellen geeignet sind.

a) Wahrung der Kontinuität

Einen Haupteinwand gegen eine allzu radikale Monopolpolitik neoliberalen Stils bildet die von Wagner anlässlich einer Besprechung schweizerischer Nachkriegsprobleme zum obersten Grundsatz künftiger Wirtschaftspolitik erklärte Forderung: Wahrung der Kontinuität.

„Die praktische Anwendung dieses Grundsatzes bedeutet eine solche Ausrichtung der Wirtschaftspolitik, dass keine ihrer Massnahmen einen radikalen Bruch mit der historisch gewordenen bestehenden Wirtschaftsordnung darstellt“³².

Damit ist in der Tat ein fundamentales Prinzip hervorgehoben, das uneingeschränkt auch für die Monopolpolitik als Teil der gesamten Wirtschaftspolitik Geltung besitzt und nach unserer Ansicht gleichzeitig eines der stichhaltigsten Argumente gegen den Neoliberalismus darstellt.

31) Frederick Haussmann, Der Antitrustgedanke im Wirtschaftssystem, Zürich 1950, S. 51.

32) Valentin F. Wagner, Nachkriegsprobleme der schweiz. Volkswirtschaft, in: Zeitschrift für schweiz. Statistik und Volkswirtschaft, 1942, S. 342.

Wagner unterstreicht aber, dass eine solche Politik keineswegs identisch sei mit blinder Erhaltung des Bestehenden: „Sie sorgt jedoch dafür, dass Änderungen der Wirtschaftsordnung nicht leichthin aus Theorien und Ideologien heraus dekretiert werden, sondern evolutionär herauswachsen aus den sachlichen Bedingungen und Erfordernissen der Wirtschaft und des politischen und gesellschaftlichen Rahmens, in den sie eingebettet ist“³³.

Man müsste sich also z. B. darüber klar werden, dass die aus der technischen Entwicklung hervorgegangenen Grossbetriebe eben nicht mehr generell dekonzentriert werden können. Massnahmen der Monopolpolitik, die auf eine Zerschlagung und Rückgängigmachung bereits erfolgter Konzentration hinauslaufen, sind schon unter dem Gesichtspunkt der ‚efficiency‘ bedenklich. Darüber hinaus aber bestünde die Gefahr, dass ein solches Vorgehen ungewollt „den Boden für eine Entwicklung bereitet, die von dem einen Extrem eines passiven ‚laissez-faire‘ auf dem Konzentrationsgebiete leicht in das entgegengesetzte Extrem einer radikalen, die bisherige Wirtschaftsstruktur in ihren Grundfesten erschütternden Staats- und Massenreaktion umschlagen könnte“³⁴. Jene Einstellung, die einzig in den privaten monopolistischen Praktiken eine Bedrohung der freien Marktwirtschaft sah, muss heute als überholt gelten. Die staatlichen Wirtschaftsinterventionen erweisen sich mehr und mehr als das weitaus gefährlichere Störungselement, das mit der Zeit das gesamte Wirtschaftssystem zu unterhöhlen und es in ein staatswirtschaftliches umzuwandeln droht.

In ähnlichem Sinne gibt uns Marbach zu bedenken, dass sowohl das Monopolverbot wie die überwachende Monopolpolitik ordnende und regulierende Eingriffe der Staatsmacht in das gewordene wirtschaftliche Getriebe verlangten. Er hält zumindest ein Monopolverbot für undurchführbar, weil das wirtschaftliche und soziale Gefüge ins Wanken geraten würde. Der Staat als verbietende Instanz habe sodann keine andere Wahl als (wie in den USA) vom Verbot zur Überwachung überzugehen oder in Ergänzung des Verbotes immer wieder eine Fülle dirigistischer Massnahmen treffen zu müssen, wodurch man im wahrsten Sinne vom Regen in die Traufe geraten würde. „Schon unmittelbar nach Inkraftsetzung des Verbotes müsste der Staat zur Aufrechterhaltung eingespielter Einkommensrelationen eine solche Fülle dirigistischer Massnahmen treffen, dass der untaugliche Versuch der Wiederherstellung freierer Handelsgepflogenheiten uns viel eher zu einem Pflanzblätz des Dirigismus als zur freien Wettbewerbswirtschaft führen würde“³⁵.

33) V. F. Wagner, Nachkriegsprobleme der schweizerischen Volkswirtschaft, a. a. O., S. 342.

34) F. Haussmann, Die wirtschaftliche Konzentration an ihrer Schicksalswende, Basel 1940, Einleitung S. XIII.

Es ist ein wirkliches Verdienst der Neoliberalen, gezeigt zu haben, dass die fortschreitende Konzentration sich als Bedrohung von Wohlstand und Gerechtigkeit, vor allem aber einer freiheitlichen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung auszuwirken vermag, woraus sich die Notwendigkeit einer geeigneten Antikonzentrationpolitik ableiten lässt.

Umgekehrt ist nun im vorliegenden Abschnitt zutage getreten, dass eine Überdosierung der Gegenmassnahmen paradoxerweise zu einer noch stärkeren Beeinträchtigung der genannten Ziele führen kann.

Infolgedessen erweist es sich als unumgänglich, die Konzentrationserscheinungen bis zu einem gewissen Grade als entwicklungsbedingt hinzunehmen und sie auf irgendeine Weise sinnvoll in das Gesamtbild der Volkswirtschaft einzufügen. Die Hauptaufgabe bestünde sodann darin, einen befriedigenden Ausgleich der verschiedenen Interessengegensätze zu finden, insbesondere zwischen dem sogenannten Allgemeininteresse einerseits, dessen Inhalt im konkreten Fall allerdings erst näher zu definieren wäre³⁵, und den Sonderinteressen der Monopolisten andererseits. Praktisch würde dies bedeuten, dass man es den monopolistischen Machtgruppen verwehren muss, in ungebührlicher Weise von ihrer Macht auf Kosten der Allgemeinheit Gebrauch zu machen, d. h., es wird in erster Linie dem Missbrauch der vorhandenen Machtstellungen entgegenzutreten sein.

b) Wahrung der Freiheit

Für die Beurteilung der neoliberalen Vorschläge kann nicht allein die Frage der wirtschaftlichen Zweckmässigkeit ausschlaggebend sein. Ohne diesem Gesichtspunkt im entferntesten sein Gewicht absprechen zu wollen, scheint es doch klar, dass er verblassen muss angesichts der viel schicksalschwereren Frage nach der wirtschaftlichen Struktur, die unserer abendländischen Kultur gemäss ist. Der Liberalismus kämpft ja heute nicht mehr unter der Flagge Ricardos, sondern unter derjenigen der grossen Humanisten³⁷.

Es gereicht den Neoliberalen zur Ehre, dass sie diese Seite des Monopolproblems nicht etwa übergangen haben, sondern ihr in ihren Werken einen breiten Raum widmen. Gerade die von ihnen u. a. im Namen der Freiheit

35) F. Marbach, Zur Frage der antimonopolistischen Intervention, S. 222.

36) Vgl. hierzu G. von Castelberg, Das „Gesamtinteresse“ der Wirtschaftsartikel, in: Wirtschaft und Recht, Heft 1, 1953.

37) Vgl. Albert Hunold, Die wirtschaftliche Freiheit als internationales Problem, Zürich 1945, S. 16/17.

geforderte Monopolpolitik droht jedoch paradoxerweise zu einer empfindlichen Einbusse an Freiheit zu führen. Die Neoliberalen beachten viel zu wenig, dass ihr gutgemeinter Kampf gegen die Zusammenballung privater Macht auf der anderen Seite eine Zusammenballung staatlicher Macht heraufbeschwört, die nicht minder gefährlich ist. Zweifellos ist die neoliberale Monopolpolitik nämlich nicht ohne eine ausgedehnte staatliche Machtfülle, ja wahrscheinlich nicht ohne Ermächtigungen denkbar, vor denen sogar Miksch³⁸ mit gutem Grund „furchtbare Angst“ hat, weil sie das Prinzip der Zwangswirtschaft seien. Selbst wenn man sich im klaren darüber ist, dass auch die privaten Machtstellungen eine Bedrohung der Freiheit darstellen können, so muss man sich doch, wie Böhm³⁹ neuerdings unterstreicht, vor Augen halten, dass ihnen im Notfall immer noch leichter beizukommen ist, weil private Macht die schwächste ist, die es derzeit gibt.

„Jedes Monopolgesetz“, meint Marbach⁴⁰, „das den komplizierten wirtschaftlichen Verumständlungen verständnisvoll Rechnung tragen und zugleich wirksam sein will, trägt den Keim einer dauernden und in ihrer Auswirkung vorerst noch unübersehbaren Eingrifflichkeit der bestehenden oder zu schaffenden zuständigen Überwachungsinstanzen des Staates in sich.“ Wenn daher eine immer mehr um sich greifende Einmischung des Staates in das Wirtschaftsgeschehen mit ihren zahlreichen Gefahren auch für die Freiheit vermieden werden soll, so gilt es bei der Neuordnung der Wettbewerbsverhältnisse „weises Mass“ zu halten. „Das weise Mass ist dann als innegehalten zu betrachten, wenn nur dem klar umschriebenen, eher restriktiv zu interpretierenden Missbrauch der wirtschaftlichen Machtstellungen, nicht diesen selber, zu Leibe gerückt wird und zwar so, dass nicht an Stelle des privaten Machtmissbrauchs die Willkür in sich selber interventionsfreudiger Ämter tritt“⁴¹.

Ein Monopolgesetz kann also, obwohl man dies bei der Lektüre der neoliberalen Schriften zuweilen meinen könnte, nicht schlechthin die Freiheit bringen. Jede „Massnahme“, auch solche der Monopolpolitik, bedeutet stets, jemanden zu etwas zu veranlassen, das er selbst nicht tut, was im Endeffekt eine Beschränkung der Freiheit ergibt. „Das Dilemma — die Zwickmühle — besteht darin, dass Freiheit stets auch Freiheit zur Beschränkung anderer ist und dass die Beschränkung der Freiheit anderer immer nur durch Zwang gegenüber den Beschränkten verhindert werden kann“⁴².

38) L. Miksch, Der Schutz des Wettbewerbs in der sozialen Marktwirtschaft, a. a. O., S. 24.

39) F. Böhm, Die Aufgaben der freien Marktwirtschaft, S. 59/60.

40) F. Marbach, Zur Frage der antimonopolistischen Intervention, S. 230.

41) F. Marbach, Zur Frage der antimonopolistischen Intervention, S. 235.

42) Hans Peter, Freiheit der Wirtschaft, Köln 1953, S. 101.

Es sollte deshalb immer sorgfältig geprüft werden, ob der Verlust an Freiheit, wie er durch die Massnahmen der staatlichen Monopolbekämpfung den betroffenen Unternehmungen erwächst, auch wirklich durch einen Gewinn an Funktionsfähigkeit und Wohlstand aufgewogen wird. Der Entscheid darüber, wann dies der Fall ist, kann allerdings letztlich nur auf weltanschaulicher Basis gefällt werden.

Nach neoliberaler Auffassung schafft z. B. das Kartellverbot ein Plus an Freiheit, weil dadurch sowohl die Gewerbefreiheit als auch die Vertragsfreiheit nicht nur in bezug auf das Verhältnis von Bürger zu Staat, sondern auch in bezug auf das Verhältnis der Bürger unter sich geschützt werde⁴³. Abgesehen von der oben aufgerollten Problematik dieser Massnahme, fühlt man sich versucht zu fragen: Sind solche zartfühlende Überlegungen über die Wirtschaftsfreiheit in einer Zeit wirklich noch am Platze, in der in ganzen Bereichen der Wirtschaft die Gewerbefreiheit von Staats wegen beseitigt oder eingeschränkt wird? Jagt man hier nicht einen Floh, während man den Elefanten in Form der heute sehr tiefgreifenden Staatseingriffe nicht sieht?

c) Politische Grenzen

Ein typisches Zeichen für die weitgehende Unbekümmertheit des Neoliberalismus um die realen Verhältnisse und für seinen hypothetischen Charakter bildet sodann die gänzliche Nichtbeachtung der Schwierigkeiten politischer Natur. Diese bestehen namentlich in den grossen Industriestaaten ganz einfach darin, dass keine sozialen und politischen Kräfte als Träger eines reformierten Liberalismus in Betracht kommen, nicht zuletzt deshalb, weil der Mittelstand fast überall infolge der beiden Weltkriege vernichtet wurde. Denn wie Salin es treffend ausdrückt: „Die Unternehmer, wenn sie selbst an der Macht blieben, werden kaum ‚reformiert‘ und die Arbeiter nicht liberal sein“⁴⁴.

Ein realistisches Wirtschaftsprogramm sollte demgegenüber „das politische Kräftespiel und die auf bestimmte Handlungen wahrscheinlich zu erwartenden Reaktionen der gegebenen politischen Machtfaktoren mitberücksichtigen“⁴⁵.

43) H. Huber, Das Kartellproblem auf der Verfassungsstufe, in: Wirtschaft und Recht, Heft 3, 1955, S. 166/167.

44) Edgar Salin, Ein dritter Weg?, in: Zeitschrift für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft, 1942, S. 242.

45) F. Marbach, Zur Frage der antimonopolistischen Intervention, a. a. O., S. 222.

Dies gilt ganz besonders im Falle der Schweiz, wo man sich darüber nicht täuschen darf, dass „die politisch wirksam organisierten Wirtschaftsgruppen, wozu die Konsumenten bekanntlich nicht gehören, mit ihren Unterverbänden alle mehr oder weniger in kartellistischen oder monopolistischen Glashäusern sitzen und daher an einer gesetzgeberischen Mitwirkung beim antikartellistischen und antimonopolistischen Steinewerfen kein positives Interesse haben“⁴⁶. In einer solchen Situation wäre es denkbar, dass ein Monopolvertrag überhaupt erst dann politisch tragbar würde, wenn es praktisch wirkungslos zu werden verspräche. Dann blieben letzten Endes nur noch die Schattenseiten des staatlichen Interventionismus und Bürokratismus übrig, während in positiver Hinsicht nichts erreicht würde⁴⁷.

Die Realität der politischen Grenzen für jede Monopolpolitik äussert sich übrigens schon darin, dass der Staat in der Schweiz wie anderswo von den ihm in der allgemeinen Wirtschaftspolitik ausgiebig zur Verfügung stehenden Mitteln zur Bekämpfung des Missbrauchs wirtschaftlicher Macht in keiner Weise Gebrauch gemacht hat, sondern im Gegenteil die Monopolisierung z. T. durch Schutzzölle, Einfuhr-, Ausfuhr- und Erzeugungskontingente, Bewilligungspflichten, Eröffnungsverbote usw. ausserordentlich gefördert hat. Eine geeignete Wirtschaftspolitik und der Kompetenzartikel der schweizerischen Bundesverfassung⁴⁸ würden nämlich höchstwahrscheinlich ausreichen, um den krassesten Missbrauch sowie das Wuchern wirtschaftlicher Machtstellungen merklich zu dämpfen⁴⁹. Aber die Erfahrung lehrt, dass dies von Staats wegen nicht freiwillig geschieht, weil die an einer Regelung am meisten interessierten Schichten politisch zu wenig einflussreich sind und andererseits Parlament und Verbände eine Anwendung der bestehenden Möglichkeiten der Missbrauchsbekämpfung verhindern.

Diese bisherige Passivität lässt selbstverständlich auch für ein künftiges spezielles Monopolvertrag und dessen Handhabung keine optimistischen Er-

46) Hugo Sieber, Über das Ziel der staatlichen Monopolpolitik, in: Schweiz. Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 1952, S. 144.

47) Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung das Schicksal der deutschen, in ihrer Grundkonzeption neoliberalen Monopolvertragsgebung, die heute noch nicht in Kraft steht, obwohl die ersten sogenannten Josten-Entwürfe schon 1949 eingebracht worden waren. Das Gesetz ist in der Zwischenzeit so von Ausnahmen durchlöchert worden, dass es für die Unternehmer bald ungefährlich wird, womit auch der Ratifizierung nichts mehr im Wege stehen dürfte.

48) Art. 31^{bis} Abs. 3 lit. d erteilt dem Bund die Befugnis, „wenn das Gesamtinteresse es rechtfertigt, nötigenfalls in Abweichung von der Handels- und Gewerbefreiheit, Vorschriften zu erlassen gegen volkswirtschaftlich oder sozial schädliche Auswirkungen von Kartellen und ähnlichen Organisationen“. Vgl. hierzu auch Fussnote 36 dieser Arbeit.

49) Vgl. F. Marbach, Zur Frage der antimonopolistischen Intervention, S. 224.

wartungen zu, ganz zu schweigen von einer Lösung neoliberalen Gepräges. Es fragt sich, ob es überhaupt einen Sinn haben kann, neue Waffen gegen den Missbrauch wirtschaftlicher Macht zu schmieden⁵⁰, wenn diese doch mit aller Wahrscheinlichkeit ebenso wenig Anwendung finden werden wie die bisherigen. Mit Recht findet es Marbach paradox, einem Staat, der zum Teil aus sozial-, wirtschafts- und staatspolitischen Gründen zu einem „Büstenhalter für Kartelle“ geworden ist und „weder konstruktive Wettbewerbs- noch restriktive Monopolpolitik, sondern konstruktive Kartellpolitik“⁵¹ getrieben hat, mittels eines öffentlich-rechtlichen Gesetzes die Aufgabe zu übertragen, dasjenige zu verpönen, was er selber laufend begünstigt. Diesen Widerspruch möchte er durch eine privatrechtliche Regelung und durch eine Bekämpfung des Missbrauchs wirtschaftlicher Macht mit den jetzt schon zur Verfügung stehenden, rechtlich zulässigen Mitteln beseitigt wissen.

* *

An dieser Stelle verdient ein weiterer Faktor Erwähnung, den man im entfernteren Sinne unter die politischen rechnen mag, nämlich die öffentliche Meinung. Das mangelnde Interesse des Volkes an der Monopolfrage wie auch seine unzureichenden Kenntnisse auf diesem Gebiet sind in Europa vielerorts im Gegensatz zu den USA offensichtlich und stehen einer erfolgreichen Monopolpolitik im Wege. Die Vermutung liegt nahe, dass eine Regierung auf die Dauer nicht stark genug sein wird, dem Druck verschiedener Interessentengruppen standzuhalten, wenn sie nicht das Volk geschlossen hinter sich weiss. Ebenso nützt die ausgeklügelteste Monopolgesetzgebung nicht viel, wenn nicht in allem und jedem der feste Wille sichtbar wird, sie auch durchzuführen.

Hier ist ein Gedanke von Röpke erwähnenswert, der den Vorschlag enthält, für eine wirksame Aufklärung zu sorgen, da gerade über den Mechanismus einer freien Wirtschaft vielfach falsche Meinungen bestünden: „Schliesslich ist zu beachten, dass eine erhebliche Schwächung der Monopolmacht auch von der Nachfrageseite her durch Erziehung und Aufklärung der Konsumenten erzielt werden kann. Es ist gerade die notorische Warenunkenntnis der grossen Masse der Konsumenten und ihre mangelnde Schulung in ökonomischer Haushaltsführung, die auf den Märkten der Konsumgüter Quasimonopolstellungen und dauernde Verletzungen des Leistungsprinzips erlauben. Hier liegt eine grosse, aber noch wenig erkannte Aufgabe, in die sich

50) In der Schweiz steht gegenwärtig die Frage einer Ausführungsgesetzgebung zum obigen Kompetenzartikel zur Diskussion.

51) F. Marbach, Das Kartellproblem in schweizerischer Sicht, in: Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 1951, S. 228.

Hausfrauenvereine, Konsumgenossenschaften, Einzelhandelsorganisationen, Schulen und öffentliche Körperschaften zu teilen hätten“⁵².

Wirtschaftspolitik, das müssen wir uns vor Augen halten, ist in den westlichen Ländern sozusagen gleichbedeutend mit Politik im eigentlichen Sinne⁵³.

Daraus wird ersichtlich, dass schon auf Grund der politischen Vieltätigkeit und der in ihr zum Ausdruck kommenden Interessenunterschiede eine widerspruchsfreie Wirtschaftspolitik im allgemeinen wie auch im Hinblick auf die Monopole ziemlich undenkbar ist⁵⁴. Dies würde sich vielleicht dann ändern, wenn die Öffentlichkeit in entscheidendem Ausmass „monopolbewusster“ würde und die Konsumenten dadurch einen massgebenden politischen Einfluss auszuüben in der Lage wären.

NEUNTES KAPITEL

Rückblick und Ausblick

a) Die Notwendigkeit einer differenzierten Monopolpolitik

Eine Monopolpolitik, die ihre Aufgabe in der Wahrnehmung öffentlichen Interesses und nicht in der Verwirklichung einer Theorie um ihrer selbst willen sieht, wird unter keinen Umständen starr an der Unzulässigkeit der Monopole festhalten können.

Dieser Schluss ergibt sich zunächst aus der Untersuchung der volkswirtschaftlichen Wirkungen der Monopole, die gezeigt hat, dass die Monopole keineswegs generell als schädlich bezeichnet werden können. Ausserdem ist bei der Betrachtung der Grenzen der Antimonopolpolitik klar geworden, dass, abgesehen von den politischen Hindernissen, die Wahrung der Kontinuität und der Freiheit es nahelegen, in den Massnahmen gegen die Monopole „weises Mass“ zu halten.

Jedes grundsätzliche Verbot geht deshalb zu weit und muss durch ein differenzierendes Vorgehen ersetzt werden. Einzig eine sogenannte „von-Fall-zu-Fall-Politik“ kann der Situation einigermaßen gerecht werden, sofern sie richtig gehandhabt wird.

Was nun die von den Neoliberalen vorgeschlagenen Massnahmen gegen die nichtkartellmässige Monopolbildung anbetrifft, so entsprechen diese

52) W. Röpke, Gesellschaftskrisis, S. 374 und 398 f.

53) Vgl. O. Morgenstern, Die Grenzen der Wirtschaftspolitik, Wien 1934, S. 119.

54) Es ist offensichtlich, dass die Wirtschaftsdemokratie gegenüber der Kommandowirtschaft in diesem Punkte entscheidende Nachteile aufweist.

eigentlich weitgehend der obigen Richtlinie. Sie beinhalten, soweit sie sich überhaupt auf einen Nenner bringen lassen, in der Hauptsache die Unterstellung unter eine gewisse Monopolkontrolle sowie die Auflösung in jenen seltenen Fällen, in denen nachher vollständige Konkurrenz herrschen kann.

Hinsichtlich der Kartelle geht die neoliberale Monopolpolitik dagegen nach wie vor vom Verbotsprinzip aus. Dadurch wird eine von zahlreichen Monopolformen herausgegriffen und als „tabu“ erklärt. Dies ist insofern sinnlos, als auch das Kollektivmonopol zuweilen nützlich sein kann. Es kann also mit anderen Worten kein generelles Urteil über die gesamtwirtschaftlichen Wirkungen der Kartelle gefällt werden, da diese von Fall zu Fall verschieden sein können. Ein striktes Kartellverbot muss deshalb als zu weitgehend empfunden werden.

Gleichzeitig ist es jedoch zu eng und ungerecht, weil alle übrigen Monopolformen dadurch begünstigt werden. „Es ist eine durch die Praxis wiederholt erprobte Erfahrung, dass je schärfer man die Kartelle angreift und je mehr man zugleich den Konzentrationstendenzen ihren Lauf lässt, die Wirtschaft um so stärker sich konzentriert“⁵⁵.

Vom soziologischen Standpunkt aus sind aber die Kartelle immer noch begrüssenswerter als irgendwelche Mammutunternehmen. Der Grund, weshalb ausgerechnet die Kartelle verboten werden sollen, liegt ja auch nicht etwa in ihrer besonderen Schädlichkeit begründet, sondern ganz einfach in der Tatsache, dass diese rechtlich einwandfrei erfassbar und damit leichter zu beseitigen sind. Demgegenüber ist das Vorgehen gegen die übrigen Organisationsformen, wie die amerikanische Antitrustgesetzgebung gezeigt hat, mit wesentlich grösseren Schwierigkeiten verbunden, weil es hier um die Bekämpfung von organischen Einheiten geht⁵⁶.

Gerade die Kartelle haben aber, wie Marbach den Theoretikern zu bedenken gibt, des öftern allzu umfassende und allzu rasche Konzentration

55) F. Haussmann, Das Dilemma eines deutschen Antitrustgesetzes, Bern 1955, Seite 33.

56) Machlup, einer der besten Kenner der amerikanischen Antitrustpolitik, billigt dieser in bezug auf die Kartelle einen teilweisen Erfolg zu, bezeichnet aber die Massnahmen gegen monopolistische Grossunternehmungen als einen Schlag ins Wasser. Vgl. F. Machlup, The American Antitrust Laws — Success or Failure?, in: Schweiz. Zeitschrift f. Volkswirtschaft u. Statistik, 87. Jg., Nr. 6, Dez. 1951, S. 513 f.; vgl. ferner: K. Haffner, Ein schweiz. Kartellgesetz auf privatrechtlicher Grundlage, Diss. St. Gallen, 1953, S. 76; R. Callmann, Wettbewerbs- und Monopolprobleme in den USA, Vortrag vor dem Bundesverband der Deutschen Industrie, 2. 7. 1951; R. Burns, The Antitrust Laws and the Regulation of Price Competition, Philadelphia 1942, S. 212; F. Engelmann, Der Kampf gegen die Monopole in den USA, Berlin und Tübingen, 1951, S. 156.

verhindert, und er fügt bei: „wenn in Amerika das big business die Wirtschaft noch weit massgeblicher beherrscht als irgendwo sonst, (nicht der Betriebszahl, aber der Arbeiterzahl und der Produktionsgrösse nach) so ist das nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass der Sherman Act jede Preisabrede verbot“⁵⁷.

Umgekehrt ist es in der Schweiz zum grossen Teil der Kartellierung zu verdanken, dass sich eine beträchtliche Zahl von Klein- und Mittelbetrieben halten konnte, und es läge wohl kaum im Allgemeininteresse, durch ein Kartellverbot eine wichtige Stütze zur Erhaltung des selbständig erwerbenden Mittelstandes zu beseitigen⁵⁸.

Die Neoliberalen wollen zwar, worauf der Gerechtigkeit halber erneut hingewiesen sei, eine Reihe von Ausnahmen gewähren bzw. nur dann zur Auflösung schreiten, wenn dadurch etwas Positives, nämlich die Ordnung der vollständigen Konkurrenz, entsteht⁵⁹.

Bei einer vernünftigen Auslegung müsste dies aber bedeuten, dass von vornherein ganze Bereiche der Wirtschaft, in denen der Wettbewerb der Natur der Sache nach nicht funktionieren kann, von dem Verbot ausgenommen würden. Damit wären die Neoliberalen jedoch kaum einverstanden. Hinzu kämen dann erst noch weitere Ausnahmen in Wirtschaftszweigen, in denen das Verbot an und für sich gilt. Auf diese Weise dürften freilich die Ausnahmen, wie im Falle der vorliegenden Entwürfe zum deutschen Monopolverbotes, eine uferlose Ausdehnung erfahren, so dass das Verbot letzten Endes zur lächerlichen Farce würde.

Einen Ausweg böte vielleicht der Vorschlag Haussmanns, jene erste Kategorie von Sondergebieten der Wirtschaft, in denen der Wettbewerb überhaupt nicht oder nur unvollkommen funktioniert, von vornherein aus der Monopolgesetzgebung im engeren Sinne auszuklammern und hierfür Spezialgesetzgebungen nach dem amerikanischen Vorbild zu schaffen. Als Beispiele nennt er die Elektrizitätswirtschaft, das Bankwesen, die Land- und Forstwirtschaft sowie Verkehrsunternehmen⁶⁰.

Als „echte Ausnahmen“ würden somit nur noch jene gelten, die ohne Rücksicht auf den Wirtschaftszweig allgemein anzuerkennen wären. Eine korrekte Regelung dieser Ausnahmen würde aber immer noch gewisse

57) F. Marbach, Das Kartellproblem in schweizerischer Sicht, a. a. O., S. 223

58) Vgl. V. F. Wagner, Nachkriegsprobleme, a. a. O., S. 344.

59) Vgl. W. Eucken, Wettbewerb als Grundprinzip der Wirtschaftsverfassung, a. a. O., S. 40, vgl. auch oben, Seite 27 dieser Arbeit.

60) F. Haussmann, Das Dilemma eines deutschen Antitrustgesetzes, Bern 1955, Seite 29 f.

Schwierigkeiten bereiten, setzt sie doch, wie Böhler⁶¹ unterstreicht, nicht nur eine staatliche Stelle voraus, welche imstande ist, die dornenvolle Aufgabe zu lösen, wann ein Kartell nützlich oder schädlich ist, sondern überhaupt einen idealen allmächtigen Staat, der nur im allgemeinen Interesse handelt. „Es gibt aber weder ein eindeutiges Kollektivinteresse, noch ist der Staat ein ideales Gebilde, sondern ein politisches Produkt, in dem die politischen Interessen den Ausschlag geben“⁶². Eine Erleichterung mag die Technik der Beweislastumkehrung bilden, wie sie von Haussmann und den Neoliberalen empfohlen wird. Danach wären die Unternehmungen berechtigt, zu beweisen, dass die von ihnen getroffenen Massnahmen keinerlei schädliche Wirkungen auf die Gesamtwirtschaft und das Gemeinwohl haben.

Als einfacher und zweckmässiger dürfte sich unter diesen Umständen der Übergang zu einer Missbrauchspolitik erweisen, welche die Kartellvereinbarungen wie auch die übrigen Monopolformen an und für sich anerkennt und nur die Beseitigung des Missbrauchs erstrebt. Freilich stellt sich auch hier das heikle Problem, wer auf Grund welcher Kriterien darüber befinden soll, wann ein Missbrauch wirtschaftlicher Macht vorliegt. Sicher ist, dass nur eine gänzlich lose Formulierung eines Missbrauchsgesetzes der Vielgestaltigkeit der wirklichen Verhältnisse Rechnung tragen könnte. Dies birgt aber andererseits den Nachteil, dass den staatlichen Behörden unvermeidlicherweise ein gewisser Spielraum gelassen wird, was leicht der Willkür Tür und Tor öffnen konnte.

Welchen Weg man aber auch immer beschreite, sinnvoll kann er nur dann sein, wenn er erstens dem Erfordernis der Differenzierung genügend Rechnung trägt und zweitens nicht einseitig die Kartelle bekämpft, sondern gleichzeitig entsprechende Vorkehrungen gegen die nichtkartellmässige Monopolbildung trifft.

b) Die Umriss einer künftigen Monopolpolitik

Abschliessend seien, soweit es der Raum erlaubt, kurz die Umriss einer künftigen Monopolpolitik gezeichnet, wie sie eigentlich unausgesprochen schon unserer Kritik an den neoliberalen Vorschlägen zugrunde lagen.

Zunächst dürfte nunmehr klar geworden sein, dass die praktischen Aussichten einer radikalen Antimonopolpolitik nicht allzu hoch zu veranschlagen

61) E. Böhler, im Verhandlungsbericht, Schweiz. Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 87. Jg., Nr. 3, Juni 1951, S. 243.

62) E. Böhler, Verhandlungsbericht . . . , a. a. O., S. 243.

sind, obwohl dieser Weg auf den ersten Blick gedanklich und gefühlsmässig verlockend wirken mag.

Die theoretischen wie auch die politischen Hindernisse, die sich etwa einer starren Verbotspolitik entgegenstellen würden, sind aber zu mächtig, als dass es einen Sinn haben könnte, diese Möglichkeit länger ernstlich in Erwägung zu ziehen.

Zum grössten Teile müssen demnach die Monopole als unvermeidliche Begleiterscheinung der Wirtschaftsentwicklung betrachtet werden. Eine Auflösung lässt sich bestenfalls bis zu einem gewissen Grade gesetzestechisch und wirtschaftspolitisch begünstigen. Angesichts der Schwierigkeiten jeder speziellen Monopolpolitik entsteht ohnehin der Eindruck, dass die allgemeine Wirtschaftspolitik wahrscheinlich zu den erfolversprechendsten Waffen der Antimonopolpolitik gehört⁶³. Bevor diese nicht in einem wirklich antimonopolistischen Sinn gehandhabt wird und damit der Beweis erbracht ist, dass man es mit der Monopolpolitik ernst meint, kann es kaum einen Sinn haben, spezielle Monopolgesetze zu erlassen.

Gewiss haben die Neoliberalen richtig gesehen, wenn sie vor allem auf diesen Punkt grosses Gewicht legten. Aber auch unter den übrigen Ökonomen scheint theoretisch Einmütigkeit darüber zu bestehen, dass es paradox wäre, auf der einen Seite Monopolgesetze zu erlassen und auf der anderen Seite die Monopole durch die staatliche Wirtschaftspolitik zu begünstigen. Diese Übereinstimmung hindert freilich nicht, dass dem bisher in der Praxis überall genau entgegengehandelt worden ist. Um so richtiger wäre es, die Handhabung der Wirtschaftspolitik zum Prüfstein für einen echten Gesinnungswandel zu machen.

Einer Monopolpolitik im engeren Sinne verbliebe dann nur noch die Aufgabe einer sinngemässen Überwachung im Geiste einer sogenannten Missbrauchsgesetzgebung.

63) Kein *privates Monopol*, meint Vital Gawronsky in seiner Schrift „Staatsgewalt und Volkswohlfahrt“ (Bern 1949), könne auf die Dauer gehalten werden, wenn nicht der Staat selber sich mittels seiner Massnahmen und Anordnungen schützend davorstelle. Ohne staatlichen Schutz müsse jedes Monopol früher oder später dem Ansturm der Aussenseiter erliegen, der unweigerlich einsetze, sobald eine solche wirtschaftliche Machtstellung den Versorgungsinteressen ernstlich zuwiderlaufe.

Dieser Ansicht würden die Neoliberalen Wort für Wort beistimmen, und auch Marbach hält sie unter der gemachten Voraussetzung der *à la longue*-Betrachtung für unbestreitbar. Trotzdem erachtet er eine solche Politik der Passivität des Staates als ungenügend, denn „zwischen dem ‚heute‘ und dem letzten Buchstaben des ‚à la longue‘ kann und wird soviel volkswirtschaftlich Ungereimtes passieren, dass eine verantwortungsbewusste Regierung sich verpflichtet fühlen kann oder durch

Im Rahmen einer solchen Politik erscheinen uns in der Hauptsache drei Problemkreise von Bedeutung: Erstens das Monopolpreisproblem, zweitens die Fragen des unlauteren Wettbewerbs, die wir unter der Bezeichnung „Monopolkampf“ zusammengefasst haben, und drittens die Verfahrens- und Verwaltungsprobleme.

aa) Das Monopolpreisproblem

Dass der Schwierigkeiten einer Preisüberwachung recht viele sind, haben wir bereits eingehend dargelegt. Hinsichtlich der minimalen „efficiency“ dieses Teilgebietes der Monopolpolitik dürften hiernach keine Illusionen mehr bestehen.

Prinzipielle Einwände werden zunächst häufig gegenüber dem neo-liberalen Leitprinzip des „als ob“ erhoben, das als völlig utopisch abgelehnt wird. Peter charakterisiert es folgendermassen: „Der Skiläufer soll sich auf schneefreiem Hang so verhalten, als ob Schnee läge“⁶⁴. Nach seiner Ansicht, die sich mit denen zahlreicher anderer Theoretiker zweifellos deckt, bilden sich Preise im Wirtschaftsablauf. Wenn sodann der Konkurrenzprozess nicht existiere, dann gebe es eben keine Konkurrenzpreise und dann könne man sich auch nicht so verhalten, als ob er bestünde.

Solche und ähnliche Argumente mögen zwar theoretisch stichhaltig sein. Dennoch tragen sie in unseren Augen mehr oder weniger den Charakter einer Spiegelfechterei. In unserem Zusammenhang interessiert demgegenüber viel eher die Frage, was praktisch mit den neoliberalen Vorschlägen im Sinne einer Preiskontrolle anzufangen ist.

Am meisten erfolgversprechend erscheint uns trotz gewisser Bedenken⁶⁵ die Euckensche Lösung, der freien Preisbildung den Vorzug zu geben und nur im Falle starker monopolistischer Preisüberhöhungen oder -unterbietungen einzugreifen. Auf diese Art dürfte es wohl möglich sein, dem grössten Missbrauch einen Riegel zu stossen und überdies eine prophylaktische Wirkung zu erzielen.

Die Lösung von Miksch, im Rahmen der gebundenen Konkurrenz von Staats wegen dauernd die Preise oder jedenfalls doch Mindest- oder Höchst-

die legislativen Organe des Staates verpflichtet wird, etwas zu unternehmen“ (F. Marbach, Zur Frage der wirtschaftlichen Staatsintervention, Bern 1950, Seite 139 und 140).

64) H. Peter, Sozialstruktur und Wirtschaftsablauf, in: Finanzarchiv, Neue Folge, Band 13, Heft 4, S. 573.

65) Vgl. hiezu oben, Seite 60.

preise festzusetzen, muss schon erheblich skeptischer beurteilt werden, obwohl sie sich in gewissen Fällen aufdrängen mag. Namentlich die zuletzt genannte Möglichkeit, schreibt Meade, möge vielleicht die beste sein, die zur Verfügung stehe, doch begegne sie ernststen Schwierigkeiten. Die Preiskontrolle sei eben, wie die Kriegserfahrungen gezeigt hätten, keineswegs eine einfache Angelegenheit. Die Macht des Monopols, Gewinne bloss durch Einschränkung der Produktion und Beschäftigung zu erzielen, werde zwar eingeschränkt. Bei nicht standardisierten Waren sei es indessen höchst schwierig, die Produkte bei der Preisfixierung so genau zu bezeichnen, dass der Produzent nicht die Möglichkeit habe, seinen Monopolgewinn mittels Minderung der Qualität zu ergattern⁶⁶. Meade unterstreicht ferner, wie auch wir das bereits getan haben, dass eine Preisfixierung, welche Kostendeckung sowie einen „normalen“ Gewinn anstrebe, den Leistungswillen empfindlich schwäche, weil eben das Gewinnmotiv weitgehend dahinfalle, soweit eine etwaige Kostendeckung auch eine Revision des Preises nach sich ziehe.

Soll die Preisfixierung auch nur halbwegs das richtige Verhältnis zwischen Kosten und Preis treffen, so sei, wie Meade weiter ausführt, eine so detaillierte Überprüfung der Geschäftsführung erforderlich, dass hieraus eine Verdoppelung der Verwaltungsarbeit resultiere.

In einem solchen Fall, so möchten wir beifügen, wäre es sicherlich falsch, vor einer Verstaatlichung zurückzuschrecken, denn hier wäre die „Sozialisierungsreife“ im wahrsten Sinne des Wortes erreicht. „Wenn man versucht, dem privaten Unternehmertum dort zu fruchtbarer Entfaltung zu verhelfen, wo zwangsläufig eine grosse Divergenz zwischen dem Gewinnmotiv und dem Dienst an der Gemeinschaft besteht, so heisst das, einem Phantom nachjagen“⁶⁷.

bb) Fragen des unlauteren Wettbewerbs

Wir haben in einem früheren Kapitel⁶⁸ zu zeigen versucht, dass derjenige, der eine Monopolstellung erreichen, ausnützen oder verteidigen will, in vielen Fällen nicht ohne jene Praktiken auskommt, die wir als „Monopolkampf“ bezeichnet haben. In einem Verbot dieser Methoden scheint uns nunmehr eine der wesentlichsten Chancen einer künftigen Monopolpolitik zu liegen, würden doch die Monopole dadurch ihrer wirksamsten Waffe beraubt.

66) Vgl. J. E. Meade, *Planung und Preismechanismus*, Bern und Tübingen 1951, Seite 66.

67) Ebenda, S. 67.

68) Vgl. oben, Seite 32/33.

Auf diese Weise wäre es möglich, ohne zu einer äusserst problematischen Zerschlagungspolitik Zuflucht zu nehmen, mit der Zeit jenen Teil der Monopole zu eliminieren, der sich nur auf Macht statt auf Leistungsüberlegenheit stützt.

Die Lösung wäre um so praktischer, als sie auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus weniger bedenklich und zugleich politisch eher tragbar wäre als ein Monopolverbot.

Sollte aber der Widerstand gegen ein glattes Verbot sich dennoch als zu stark erweisen, so ist ein weiterer Vorteil darin zu sehen, dass sich die Massnahmen gegen Monopolkampfpraktiken beinahe beliebig dosieren lassen. Man sähe sich nicht, wie im Falle des Monopolverbots, vor die Alternative „alles oder nichts“ gestellt. Vielmehr bestünde die Möglichkeit, falls man sich nicht zu einem grundsätzlichen Verbot entschliessen könnte, mittels einer Verschärfung der Boykottpraxis des Bundesgerichts wenigstens einen Teil-erfolg zu erringen.

Auch in diesem Punkte sind also von neoliberaler Seite durchaus brauchbare Vorschläge gemacht worden. Bemerkenswerterweise besteht gegenüber dem Monopolkampfverbot keineswegs eine solch heftige Opposition wie etwa gegenüber dem neoliberalen Postulat eines Kartellverbots. Vielfach treten solche Ökonomen, die das Kartellverbot strikte ablehnen, sogar ausdrücklich für ein Boykottverbot ein.

So hält z. B. Marbach eine durch das Verbot diskriminierender Kartellpraktiken ergänzte Missbrauchsgesetzgebung für die zweckmässige Lösung der Kartellfrage⁶⁹. Auch Küng ist der Meinung, dass das Schwergewicht der staatlichen repressiven Kartellpolitik auf dem Gebiet der Behandlung des Boykotts zu liegen habe. „Das heisst nichts anderes, als dass Boykotte prinzipiell verboten und nur auf besondere Bewilligung hin erlaubt sein sollen“⁷⁰.

cc) Verfahrens- und Verwaltungsprobleme

Nach dem alten Grundsatz der Gewaltentrennung verteilen sich die verschiedenen überwachenden, regelnden und eingreifenden Aufgaben im Rahmen der Monopolpolitik auf gesetzgeberische, richterliche und verwaltungsmässige Organe.

69) Vgl. F. Marbach, Möglichkeiten und Grenzen der Kartelle, in: Die Frage einer schweizerischen Kartellgesetzgebung, eine Artikelserie der Neuen Zürcher Zeitung, zusammengefasst in einem Sonderdruck, Zürich 1955, S. 37.

70) E. Küng, Der ökonomische Aspekt des Kartellwesens, in: Die Frage einer schweizerischen Kartellgesetzgebung, a. a. O., S. 22.

Es braucht kaum betont zu werden, dass ein wohlausgewogenes Verhältnis und ein reibungsloses Zusammenspiel zwischen den verschiedenen Instanzen für den Erfolg der Monopolpolitik von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Leider wird aber heute noch, vor allem in Deutschland, ob dem Gezänk über die theoretische Alternative Verbots- oder Missbrauchsgesetzgebung die Tragweite dieser praktischen Gestaltungsfragen weitgehend übersehen. Auch die Neoliberalen sind nicht im entferntesten bis zu einer gründlichen Behandlung dieses Punktes vorgedrungen, was allerdings bei der skizzenhaften, unausgefeilten Art aller ihrer Vorschläge zur Monopolpolitik nicht verwundert. Wohl sind gewisse Ansätze vorhanden, etwa in Form des Monopolamtes oder der gebundenen Konkurrenz, doch ist deren Rolle in mancher Beziehung noch durchaus nebelhaft.

Vor allen Dingen muss bei der Gestaltung einer Monopolpolitik entschieden werden, ob das Hauptgewicht auf das verwaltungsmässige oder eher auf das judiziale Vorgehen gelegt werden soll⁷¹. Aus einer sicher nicht unbegründeten Abneigung gegen Willkür und jede Form von Kommandowirtschaft überhaupt haben ursprünglich die amerikanische wie auch die deutsche Monopolpolitik eine deutliche Vorliebe für die gesetzliche und richterliche Kontrolle an den Tag gelegt⁷².

Haussmann betont indessen, die Erfahrungen in den verschiedenen Ländern, in erster Linie den USA, aber auch in England und Deutschland, hätten ergeben, dass sowohl die Gesetzgebung als solche wie auch die Rechtsprechung angesichts der immer grösser werdenden Vielfältigkeit der Erscheinungen als geeignete Instrumente einer sachlich wirksamen Konzentrationslenkungs politik und insbesondere einer Trust- und Kartellpolitik immer mehr versagten.

Die tatsächliche Entwicklung zeige in absoluter Zwangsläufigkeit immer stärker die Notwendigkeit, den Schwerpunkt auf die verwaltungsmässige Behandlung zu legen. Als Gründe hiefür nennt Haussmann einerseits die enorm fortgeschrittene Vermassung, die statt „Auflösung“ in der Hauptsache nur noch eine überwachende und lenkende Tätigkeit ermögliche, wofür naturgemäss Verwaltungsbehörden die gegebenen Organe seien. Andererseits sei aber die Gesamtstruktur der Konzentration selbst so kompliziert gewor-

71) Wir folgen hier im wesentlichen den Gedankengängen Haussmanns, der sich in seinen Werken „Die Konzentration an ihrer Schicksalswende“ (S. 370 f.) und „Das Dilemma eines deutschen Antitrustgesetzes“ (S. 35 f.) eingehend mit diesen Fragen befasst hat.

72) So stellt z. B. Lippmann die Forderung auf: Social Control by Law rather than by Command, *The Good Society* 1936, p. 269.

den, dass sie vom Gesetzgeber wie vom Richter einfach nicht mehr zu meistern sei. Es ist offensichtlich, dass die Verwaltungsprobleme unter solchen Umständen zu den schwierigsten gehören, die es zu lösen gibt. Insbesondere muss auch dafür gesorgt werden, dass die Verwaltungsbehörden ihrerseits wiederum einer wirksamen Gegenkontrolle unterworfen werden, damit das Überborden ihrer Macht und eine willkürliche Amtsführung vermieden werden können.

c) Schlussbetrachtungen

Wer die verschiedenen Standpunkte in der Monopolfrage studiert und vergleicht, dem fällt auf, wie stark die Meinungen selbst international anerkannter Ökonomen auseinandergehen. Diese übrigens für das ganze Gebiet der Nationalökonomie charakteristischen Meinungsstreitigkeiten sind zwar, wie Pütz unterstreicht, nur teilweise echt, d. h. „in den noch unvollkommenen Ergebnissen der Forschung und in prinzipiellen Grenzen der wirtschaftswissenschaftlichen Erkenntnis begründet“⁷³. Häufig seien sie als unecht zu bezeichnen, weil sie auf persönliche Unzulänglichkeiten der betreffenden Nationalökonomien, wie z. B. Denkfehler, Mangel an Logik, Mehrdeutigkeit der benützten Begriffe, versteckte subjektive Vor- und Werturteile, zurückzuführen seien.

Diese Beobachtung ist sicher treffend. So trägt etwa die in der Öffentlichkeit geführte Diskussion über die Monopolfrage oft nur scheinbar theoretischen, in Wirklichkeit aber ideologischen Charakter. Ebenso sind die Neoliberalen, obschon sie selber keineswegs frei sind von den erwähnten subjektiven Unzulänglichkeiten, in gewissem Masse das Opfer einer unsachlichen Kritik geworden.

Vor allem werden jene Kritiker den Tatsachen nicht gerecht, die vielleicht auch mangels genauerer Kenntnis ihrer Schriften, den Neoliberalen die Absicht eines unterschiedslosen Monopolverbots in die Schuhe schieben wollen. Die vorangehenden Ausführungen dürften gezeigt haben, dass, so sehr eine starke Einseitigkeit und Weltfremdheit nicht geleugnet werden kann, doch zumindest die Repräsentanten der Freiburger Schule wenn nicht die Nützlichkeit, so doch die Unumgänglichkeit gewisser Monopole einsehen und dem immerhin teilweise Rechnung tragen.

Allerdings fällt es oft schwer, zu erkennen, wie die Neoliberalen ihre Postulate genau verstehen. Es ist zuweilen möglich, ihnen in guten Treuen

73) Th. Pütz, Die wissenschaftliche Diskussion um das Problem der Wirtschaftsordnung, in: *Wirtschaft und Recht*, 1953, S. 126.

eine verschiedene Auslegung zu geben, was natürlich Anlass zu manchen Missverständnissen geben musste. Damit nicht genug, haben sogar die neo-liberalen Autoren selber im Laufe der Zeit oft die Akzente anders gesetzt, was teilweise als Ausdruck einer Neuorientierung zu werten ist.

Es sollen indessen hier keineswegs die von neoliberaler Seite begangenen Fehler beschönigt werden, als deren gefährlichster wohl die Neigung betrachtet werden muss, die Dinge übermässig zu vereinfachen. Zeigt nicht gerade die Tatsache, um auf die obige Unterscheidung zurückzukommen, dass auch nach Ausschaltung aller „subjektiven Unzulänglichkeiten“ zweifellos namhafte Meinungsverschiedenheiten unter den Nationalökonomien bestehen bleiben würden, wie sehr die wirtschaftliche Wirklichkeit allen Versuchen auf restlose wissenschaftliche Durchdringung heute noch ein Schnippchen schlägt? Muss es da nicht als etwas allzu bescheiden anmuten, mit ein paar theoretischen Modellen der lebendigen Wirtschaft gerecht werden zu wollen und im übrigen auch die Diskussion über die Wirtschaftsordnung auf die Alternative „Kollektivismus — reine Marktwirtschaft“ einzuengen?

Jene rationale Schwarzweissmalerei neoliberalen Stils, die aus unrealistischen Prämissen Schlüsse zieht, deren logische Richtigkeit mit ihrem Aussagewert für die Wirklichkeit verwechselt wird, führt übrigens nicht nur, wie wir in unserem Zusammenhang festgestellt haben, zu einer falschen Beurteilung der Monopole, sondern auch zu einem völlig ungeschichtlichen Denken. Dies äussert sich beispielsweise darin, dass die Deformationen der Konkurrenzwirtschaft in der Vergangenheit grösstenteils einseitig auf willkürliche private und vor allem staatliche Eingriffe zurückgeführt werden, ohne die die Entwicklung gänzlich anders verlaufen wäre. Wagner nennt dies die „Theorie von der Erbsünde“⁷⁴. Er betont zwar, er sei keineswegs der Meinung, historische Prozesse und im besonderen das wirtschaftliche Geschehen seien sozusagen naturgesetzlich determiniert und durch die Menschen absolut unbeeinflussbar. Wenn indessen, wie das bei den strukturellen Wandlungen des kapitalistischen Wirtschaftssystems der Fall sei, eine Entwicklung in verschiedenen Ländern mit stark voneinander abweichenden natürlichen historischen Milieus in den Grundzügen analog verlaufe, dann werde sie offenbar von tiefer liegenden Faktoren bestimmt und könne nicht bloss das Ergebnis einer fehlerhaften Wirtschaftspolitik sein⁷⁵. Dies vergessen

74) Vgl. V. F. Wagner, Die Stellung der Landwirtschaft im Konkurrenzsystem, Referat, gehalten an der 8. Arbeitstagung der Studiengruppe für theoretische Nationalökonomie in Zürich am 1. Juni 1946, S. 6.

75) Salin, Wirtschaft und Wirtschaftslehre nach zwei Weltkriegen, Kyklos 1947, S. 37, gibt zu bedenken, „dass es wohl das liberale Recht oder Un-Recht gewesen ist, welches die Vielzahl von Monopolen, Oligopolen usw. in *privater Hand* entstehen

die Neoliberalen nicht nur in bezug auf die Vergangenheit, sondern auch bei ihren Zukunftsplänen, gehen sie doch von der irrigen Annahme aus, dass man eine Wirtschaftsordnung beliebig „wählen“ könne⁷⁶.

Immerhin wäre es falsch, ob all dieser Kritik die bleibenden Verdienste der Neoliberalen zu übersehen, die keineswegs nur darin liegen, auf die starke Durchsetzung der heutigen Wirtschaft mit Monopolen und deren Problematik aufmerksam gemacht zu haben. Viel wesentlicher noch ist es, dass sie die Blicke so mancher Gleichgültigen auf die schicksalhaften Fragen der Gestaltung einer freiheitlichen, menschenwürdigen und funktionsfähigen Wirtschaftsordnung abendländischer Prägung gelenkt haben⁷⁷.

Unter diesem Blickwinkel erhält wohl nachträglich auch so manche Übertreibung oder theoretisch nicht ganz stichhaltige Aussage ihre Rechtfertigung, geht es doch zahlreichen Neoliberalen nicht in erster Linie darum, konkrete Vorschläge zu machen. Daran wäre ja auch der Laie, an den sich ihre Schriften vornehmlich wenden, kaum interessiert.

Überdies sind verschiedentlich Anzeichen einer zunehmenden Mässigung und Einsicht festzustellen, so vor allem bei Böhm, dessen Schriften sich vornehmlich an Fachkreise wenden und der heute der einzige überlebende Gründer der Freiburger Schule ist. Böhm hat seine Ansichten speziell in Monopolfragen gründlich revidiert, obwohl er zwar nach wie vor auf neoliberalen Boden steht und für ein Kartellverbot eintritt⁷⁸.

Es bleibe dahingestellt, ob diese Erscheinung auf die so überaus zahlreichen Diskussionen der letzten Jahre über das Monopolproblem zurückzuführen ist, die die Unhaltbarkeit gewisser Thesen stärker zutage treten liessen, oder etwa darauf, dass zum ersten Male sich in Deutschland die Chance einer Übertragung der neoliberalen Postulate in die Wirklichkeit

liess, dass aber der Konzentrationsprozess als solcher mit dem Wesen der modernen Technik untrennbar verbunden ist . . .“

76) Vgl. A. Müller-Armack, *Wirtschaftslenkung und Marktwirtschaft*, Hamburg 1947, S. 65, sowie Salin, *Wirtschaft und Wirtschaftslehre nach zwei Weltkriegen*, *Kyklos* 1947, S. 37: Nach Salin „beschränkt sich die theoretische Chance des Neoliberalismus auf jenen kleinen Teil der Welt, in dem noch ein verhältnismässig intaktes Bürgertum existiert und an der Macht ist (USA, Schweiz, vielleicht Portugal) — überall sonst fehlt entweder die ökonomische oder die soziologische oder die politische Basis.“

77) Es soll hier nicht untersucht werden, wie weit die aus den neoliberalen Werken sprechende Vermutung richtig ist, dass die uns zur Selbstverständlichkeit gewordenen Freiheiten geistiger, politischer und wirtschaftlicher Natur mit dem Liberalismus, der sie schuf, untrennbar verbunden sind. Jedenfalls zeigt der starke Widerhall, dass die Besorgnis in weiten Kreisen geteilt wird.

78) Vgl. oben, S. 47 und 53, auch bei Röpke haben wir einen schroffen Standpunktwechsel in der Verstaatlichungsfrage festgestellt, vgl. oben, S. 53.

zu bieten schien, was die Neoliberalen zwang, sich doch etwas mehr auf den Boden der realen Tatsachen zu begeben. Jedenfalls müssen diese Wandlungen berücksichtigt werden, die uns deutlich vor Augen führen, dass der Neoliberalismus nichts Starres, sondern im Gegenteil etwas Dynamisches, in steter Entwicklung Begriffenes darstellt.

LEBENS LAUF

Ich, Erwin Stocker von Basel, wurde als Sohn des Otto, Bankprokurist, wohnhaft in Basel, und der Rosa geb. Goepfert am 1. August 1932 in Basel geboren. Ich besuchte in Basel die Primarschule, während dreier Jahre das Realgymnasium, dann die Überleitungsklasse der Realschule und zuletzt die Kantonale Handelsschule, wo ich im Frühjahr 1951 mit dem Maturitätszeugnis entlassen wurde.

An der Universität Basel studierte ich in der Zeit vom Frühjahr 1951 bis heute die Staatswissenschaften. Ich hörte die Vorlesungen der Herren Professoren Dr. Theodor Brogle, Dr. Louis V. Furlan, Dr. Karl Jaspers, Dr. Max Imboden, Dr. Hans Lewald, Dr. Fritz Neumark, Dr. Erwin Ruck, Dr. Edgar Salin, Dr. August Simonius und Dr. Valentin F. Wagner, sowie der Herren Dr. Hans Guth und Dr. Jürg Niehans.

Meine Dissertation entstand auf Anregung und unter der Leitung von Herrn Professor Dr. Valentin F. Wagner.

Zur Zeit der Drucklegung dieser Dissertation setze ich meine Studien am Centre Européen Universitaire in Nancy fort.

